

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

19. Jahrgang • Nr. 73 • Juni 2007



SOMMER 5767

Inhaltsverzeichnis

- Was ist jüdisch an der jüdischen Bildkunst?
Ursula SCHUBERT Seite 4-9
- „Ein Mensch von der Donau“
Erinnerungen an den Schriftsteller Mihail Sebastian
Claus STEPHANI Seite 10-12
- Charlotte Salomon
Leben? Oder Theater?
Silvia EIBLMAYR Seite 16-17
- Neueröffnung der Dauerausstellung des
Jüdischen Museums Hohenems am 29. April 2007
Seite 19
- Bericht über eine Matinee für Josef Burg
„An den Ufern des Czeremosz“
Helene BELNDORFER Seite 16-17
- Jüdische Schüler an den Wiener Pflichtschulen
vom März 1938 bis 1942
Hedwig MILLIAN Seite 22-28
- Rettung von Juden in Albanien
Bedrängte Juden im Kosovo im Zweiten Weltkrieg
Jüdischer Albanologe: Norbert Jokl
Albert RAMAJ Seite 30-37
- Antisemitismus in Polen
Silvia PERFLER Seite 38-41
- HAKOAHnerInnen
Eine Wiedergeburt?
Benjamin PANZER Seite 42-44
- „Die“ uns den Terrorismus erklären - Notwendigkeit,
Möglichkeiten und Grenzen von Experten im Bereich
des internationalen Terrorismus
Thomas PANKRATZ Seite 45-47
- Buchrezensionen Seite 48-54

IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

DAVID - Jüdischer Kulturverein:
A-2490 Ebenfurth, Rathausstraße 20,
Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45,
Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david_kultur@gmx.at
Werbeanfragen: Markus Seyser, Tel.: +43/681/106 25191

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des
Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben / EUR 36,-
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindungen: ERSTE BANK,
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111,
IBAN: AT05201131005151078,
SWIFT-Code: GIBAATWW,
RLB NÖ-WIEN, Konto: 07.839111, BLZ: 32000,
IBAN: AT5032000000078389111, BIC: RLNWATWW,

Deutschland: HYPO Vereinsbank,
Konto: 5349214, BLZ: 70020270,

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin,
Redaktion: Mag. Gustav C. Gressel, Dr. Felix
Schneider, Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Dr. Felix Schneider.

Freie Mitarbeiter: Dr. Gabriele Anderl,
a.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Samuel Davidowicz,
Evelyn Ebrahim Nahooray,

Mag. Susanne Swantje Falk, Dr. Pierre Genee,
Dr. Alfred Gerstl, M.A., Mag. Dr. Gerald Gneist,

Mag. Dana Claudia Grigorcea,
Univ.-Assistent Dr. Markus Ladstätter,
DI Isabella Marboe, Mag. Gerhard Milchram,
Dr. Thomas Pankratz,

Markus Seyser, Dr. Claus Stephani,
HR Dr. Christoph Tepperberg, Halina Zajac,
Gerhard Zirbs.

**EDV-Koordination, Design und grafische
Gestaltung:**

Turgut Mermertas

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH
A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Stamper-Str 347,
Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

**Für nicht verlangte Manuskripte und
Fotos wird keine Haftung übernommen.
Ausserdem sei grundsätzlich festgestellt, dass
sich die Redaktion das Recht vorbehält, Manu-
skripte zu kürzen bzw. geringfügig zu ändern.**

**Ist Ihr Computer auch langsamer
geworden?**

**Haben Sie Viren auf ihrem
Computer?**

Computerservice in Wien

**Computer-Service vor Ort für Klein- und
Mittelbetriebe, Selbstständige und
Privatpersonen!**

smart = it
computerservice

Tel: 01/9907603

smart:it OG
Ungargasse 30
1030 Wien

www.dascomputerservice.at

wünscht allen LeserInnen des DAVID
einen schönen Sommer!

Ausgangspunkt der meisten von ihnen scheint in der Überzeugung bestanden zu haben, daß das Bilderverbot vor allem gegen die Wiedergabe des „ganzen“ Menschen¹² gerichtet gewesen sei, und daß man daher nicht dagegen verstoßen habe, sobald nicht der ganze Mensch abgebildet wurde. Unter dem „ganzen“ Menschen verstand man vor allem die Wiedergabe des menschlichen Gesichts. Um eine solche menschliche Abbildlichkeit zu umgehen, wurden vier verschiedene Methoden entwickelt. Die erste und älteste bestand darin, daß man das menschliche Gesicht durch den mit Haaren bedeckten Hinterkopf und somit von hinten gesehen wiedergab, obwohl der übrige Körper von vorn dargestellt wurde¹³. Eine andere und wie auch die weiteren erst in der mittelalterlichen jüdischen Buchmalerei belegte Methode bestand darin, das Gesicht nur durch einen einfachen Strich im Gesichtsoval anzudeuten oder die gezeichneten Gesichtszüge nachträglich wieder auszukratzen. Jedoch am häufigsten behalf man sich damit, der menschlichen Gestalt einen Tier- oder Vogelkopf aufzusetzen, oder die Gesichtszüge koboldartig zu entstellen. Allen angeführten Umgehungsversuchen gemeinsam aber ist die Tatsache, daß sie alle spätestens ca. 100 Jahre nach dem ersten Auftauchen der mittelalterlichen jüdischen figürlichen Buchmalerei im 13. Jahrhundert schon wieder aufgegeben wurden, sodaß man ca. seit der Mitte des 14. Jahrhunderts den Menschen ausschließlich mit menschlichen Gesichtszügen darstellte. Eine Ausnahme bildet allerdings die Masora figurata, in welcher die einzelnen Zeilen des in Mikrographie geschriebenen Textes der Masora die Zeichenlinien ersetzen, sodaß auf diese Weise sowohl Gegenstände als auch Tiere und Menschen einerseits abgebildet, andererseits jedoch gleichzeitig als Texte geschrieben den Bibeltext begleiten. Der Gebrauch dieser Umgehung des Bilderverbotes wurde erst mit der Erfindung des Buchdruckes aufgegeben¹⁴.

Im Gegensatz zu den beiden erstgenannten, der jüdischen Kunst eigentümlichen Charakteristika - der narrativen Darstellungsweise und der Ausgestaltung biblischer Themen durch Midrasch-Motive — blieb jedwede Unterdrückung einer vollen Abbildlichkeit auf die jüdische Kunst beschränkt und hat in der christlichen Kunst keinerlei Spuren hinterlassen.

Einen weiteren Ansatzpunkt für die Entwicklung der jüdischen Kunst neben der Bibelillustration bot der jüdische Kult. Allerdings bediente man sich auch in diesem Fall großteils der Darstellung biblischer Themen; diese wurden aber in der Regel nicht als narrative Folgen, sondern als Einzelszenen, und zwar vornehmlich für kerygmatische Aussagen, wiedergegeben.

Nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem entwickelte sich die Auffassung, daß jede Synagoge sowohl in der Diaspora als auch im Lande Israel nicht nur als Gebets- und Lehrstätte anzusehen sei, sondern vielmehr auch als eine Wohnung der Wesenheit Gottes, der Schechina, zu gelten habe. Daraus ergab sich, daß die Synagoge ein „heiliger

Ort“ genannt wurde, eine Bezeichnung, die sich inschriftlich seit dem 3. Jahrhundert¹⁵ für eine Reihe von Synagogen findet. Dieser neuen Gegebenheit wurde auch der malerische oder musive Dekor der einzelnen Synagogen angepaßt. Das früheste und umfangreichste Beispiel für das Ausstattungsprogramm eines solchen heiligen Ortes bietet wieder die Synagoge von Dura Europos. Die endgültige Fassung des innerhalb von elf Jahren - gerechnet von der inschriftlich bezeugten Ausmalung bis zur Zerstörung der Synagoge durch die Sassaniden — dreimal neu gemalten Mittelbildes über der Toraschrein-Nische an der Schauwand der Synagoge zeigt ein rein messianisches Thema. In zwei Feldern übereinander ist einerseits im unteren Feld die Prophezeiung des endzeitlichen Messias aus dem Königsstamm Juda (Gen 49, 10) und andererseits im oberen Feld dieser selbst auf seinem Thron inmitten seines himmlischen Hofstaates dargestellt¹⁶. Aber an die rechte und linke Seite dieses Messiasbildes wurden zwei Mosesszenen gesetzt, die beide eine Gottesvision des Moses zum Thema haben. Auf der einen Seite sieht man die Berufung des Moses auf dem Berg Horeb (Ex 3), auf der anderen Seite die Übergabe der Gesetzestafeln an Moses auf dem Sinai (Ex 19). Es wurde hier von Juden ein Ausstattungsprogramm für einen heiligen Ort, eine Wohnung Gottes, entworfen, das sich ohne Schwierigkeiten auch auf einen heiligen Ort der Christen, d.h. eine Kirche, übertragen ließ. G. Kretschmer¹⁷ hat gezeigt, daß in zwei Kirchen des byzantinischen Kulturkreises aus dem 6. Jahrhundert dieselben beiden Mosesszenen neben bzw. über dem in der Apsis abgebildeten transzendenten Christus angebracht wurden. Es sind dies einerseits San Vitale in Ravenna und andererseits die Kirche des Katharinenklosters auf dem Sinai. Sowohl in der Synagoge als auch in diesen beiden christlichen Kirchen sind die zwei Mosesdarstellungen als Theophanieszenen mit dem Bild des endzeitlichen, nicht des irdischen Messias verbunden und bilden gleichsam den Übergang von der irdischen zur kommenden Welt.

Unterhalb des Toraschrein-Bildes der Synagoge von Dura Europos unmittelbar über der Toraschrein-Nische befindet sich noch eine weitere alttestamentliche Szene, deren heilsgeschichtliche Aussagekraft kaum hinter der Komposition darüber zurückbleibt; allerdings ist die hier intendierte Symbolik der Szene für christliche Kirchen ohne Belang, sodaß sie in diesem Kontext auf die Ausstattung der Synagogen beschränkt blieb. Es ist die Darstellung des Isaak-Opfers, die sich neben den Bildern von Kultsymbolen und Tempelfassade unmittelbar über der Toraschrein-Nische befindet¹⁸. Nach jüdischem Verständnis (2 Chr 3, 1) war der Berg Moria, auf dem das Isaak-Opfer stattfand, mit demjenigen Berg, auf dem Salomo den Tempel errichtete, identisch. Wenn daher das Bild des Isaak-Opfers neben dasjenige der Tempelfassade gesetzt wurde, so sollte damit zweifellos die Identität des Ortes ausgedrückt werden. Daß sich über dieser Tempelfassade das Bild des Herrn der kommenden Welt befand und damit

sind es hier häufig biblische Szenen, die - zu einer Gesamtkomposition auf einer Seite zusammengefaßt - zur Ausschmückung des Initialwortes eines Gebetes oder Piyyuts dienen.³⁴ Auf der anderen Seite wurden einer Abfolge von Bibelszenen, wie sie beispielsweise die zum Purimfest gelesene Ester-Megilla begleiten, verschiedene über den kanonischen Bibeltext hinausgehende Bilder hinzugefügt. Manche von ihnen illustrieren das zeitgenössische Brauchtum bestimmter jüdischer Gemeinden, wofür das Leipziger Machzor ein gutes Beispiel³⁵ bietet. Andere sind dem Legendenschatz entnommen, wie beispielsweise das Motiv der Beschmutzung des Haman durch seine eigene Tochter, die diesen mit Mordechai verwechselte und irrtümlicherweise mit unreinem Wasser übergoß. Auch diese Darstellung findet sich erstmalig im Leipziger Machzor, ist aber auch in vielen barocken Ester-Rollen belegt.³⁶ Schließlich aber ist die Zugehörigkeit vieler früher mittelalterlicher Machzorim, wie zum Beispiel auch des Leipziger Machzor, zum jüdischen Kunstbereich auch durch den Austausch der menschlichen Gesichter gegen entstellende Kobold-, in anderen Machzorim wieder Vogelgesichter, gekennzeichnet. Alle diese für die mittelalterlichen jüdischen Gebetbücher artspezifischen Eigentümlichkeiten erlauben es, auch hier von einer jüdischen Kunst zu sprechen; denn obwohl nirgends ein eigenständiger jüdischer Stil vorliegt, verweisen Thematik, Motive und Verwendungszweck diese Handschriften in den Bereich der jüdischen Kunst.

Gleichsam als letzter Repräsentant der mittelalterlichen jüdischen Buchkunst ist erst in allerjüngster Zeit die bisher verschollen geglaubte Bilderbibel des jüdischen Malers Moses dal Castellazzo zwar nicht im Original als Holzschnittfolge, aber durch eine Kopie in Form von schlecht und nur zum Teil kolorierten Federzeichnungen bekannt geworden³⁷. Die zu Anfang der 20er Jahre des 16. Jahrhunderts in Venedig, Mantua und vielleicht auch anderen Städten Norditaliens angebotenen Holzschnitte dieser Bilderbibel waren von Moses dal Castellazzo von verschiedenen Bildvorlagen einerseits jüdischer, andererseits aber auch christlicher Provenienz zusammengestellt worden. Die von einer jüdischen Bildvorlage übernommen Themen lassen sich unschwer daran als solche erkennen, daß die in diesen Illustrationen zur Darstellung kommenden Bildmotive nicht aufgrund des kanonischen Bibeltextes, sondern nur mit Hilfe der rabbinischen Kommentarliteratur befriedigend erklärt werden können. Da dieselben Bildmotive häufig auch in verschiedenen, vor allem aschkenasischen Pesach-Haggadot des vorangehenden Jahrhunderts belegt sind, beweist dies, daß Moses auf einen vorhandenen jüdischen Bilderkanon zur Bibel zurückgreifen konnte. Vielleicht war ihm dieser durch seinen Vater, einen aus Deutschland nach Italien eingewanderten rabbinischen Gelehrten vermittelt worden. Moses versah jedes Blatt seiner Bilderbibel mit Bibelversen in hebräischer Sprache sowie mit - zumindest entsprechend der erhaltenen Kopie - in italienischer Sprache verfaßten Bildlegen-

den; das führt zu der Annahme, daß der von Moses angepeilte Käuferkreis einerseits die Bewohner der jüdischen Gemeinden von Norditalien, andererseits vielleicht aber auch christliche Humanisten waren, denen er das Gedankengut seines Volkes nahebringen wollte. Somit berechtigen Thematik, Motive und Verwendungszweck der Bilderbibel des Moses dal Castellazzo, auch in diesem Fall von einer eigenen „jüdischen Bildkunst“ zu sprechen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die hier vorgestellten jüdischen Bildwerke zwar in ihrer Stil- und Formensprache mit analogen christlichen Denkmälern derselben Zeit und derselben Kunstlandschaft übereinstimmen, daß sie sich aber von diesen aufgrund ihrer Thematik, ihrer Motive und ihres Verwendungszweckes unterscheiden. Es stellt sich somit die Frage, ob die jüdische Kunst nicht mit mehr Berechtigung der „christlichen“ Kunst statt einer beliebigen nationalen Kunst gegenüberzustellen wäre; Thematik, Motive und Verwendungszweck der christlichen Kunst wurden zwar in ihrem Erscheinungsbild im Lauf der Jahrhunderte durch die jeweiligen orts- und zeitbedingten Gegebenheiten abgewandelt, sind aber aufgrund ihrer in der Religion verankerten Aussagen festgelegt und konstant. Allerdings versteht es sich von selbst, daß in einer christlichen Welt wie es die abendländische ist, die christliche Kunst zur Trägerin der verschiedenen lokalen und zeitbedingten Kunstkriterien wurde, welche die einzelnen Stilphasen kennzeichnen. Vor anderen Voraussetzungen stand die christliche Kunst jedoch im außereuropäischen Raum, wo sie sich nach anderen Gesetzen entfalten mußte als in Europa. In diesen Ländern bekommt der Begriff „christliche Bildkunst“ einen eigenen Stellenwert im Rahmen der verschiedenen zeitbedingten Stilphasen des jeweiligen Landes, z. B. Indiens oder Chinas. Auf der anderen Seite muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß auch in Europa in Zusammenhang mit Vincent van Gogh ebensowenig von einer „christlichen Kunst“ gesprochen werden kann wie von einer „jüdischen Kunst“ in Zusammenhang mit Max Liebermann.

(Kairos Heft 3-4 (1985), S. 269-278)

*) Unveränderter Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Frau Eva Schubert und des Verlags Otto Müller.

Anmerkungen

1 *Ernst Cohn-Wiener*, Die jüdische Kunst - Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin 1929, enthält einen Abschnitt über „Die Zeit der Könige“, 29—58. Doch sollte man hier mit der Bezeichnung „Jüdisch“ eher zurückhaltend sein. Sicherlich erhielten zwar die zwei Keruben im Allerheiligsten des Jerusalemer Tempels (1 Kg 6,23) und das auf 12 Rindern ruhende „Ehernen Meer“ (1 Kg 7,25) eine Sinngabe mit Bezug auf den Jahwe-Kult, das gesamte Baukonzept bestand aber aus kanaanäisch-syrischen Elementen, so daß man den „Tempelbau als den Höhepunkt der Kanaanisierung der Jahwe-Religion bezeichnen“ muß. *Kurt Schubert*, Die Kultur der Juden, Teil I, Israel im Altertum, Wiesbaden 1970/1977, 83.

2 Vor der Zerstörung des Tempels 70 n.d.Z. mußte das Bilderverbot im umfassenden Sinn verstanden werden, da man nicht gut Kaiserbilder im Tempel verbieten aber andere Bilder gestatten konnte. So berief man sich z.B. nach Josephus Bellum

um in Jerusalem, Jerusalem 1967, darin: *H.L.C. Joffe*, Description of the Illustrations, 33-88, u. *Bezalel Narkiss*, The Ikonography of the Illustration, 89-110. In der Haggada von Sarajevo, S. 32, befindet sich die Darstellung des endzeitlichen Tempels von Jerusalem, dessen Tore geöffnet sind und in dem man die Bundeslade und die durch Flügel angedeuteten Keruben sieht: *Cecil Roth*, Die Haggadah von Sarajevo, Leipzig² 1967.

29 Ein vom 15. Jh. bis hin in die gedruckten Pesach-Haggadot häufig belegtes Motiv ist das Bad des aussätzigen Pharaos im Blute israelitischer Kinder. Z.B. Paris, Bibliotheque Nationale, Ms hebr I333, 12v, Abbildung in: *Klaus Lohrmann* (Hsgbr.), 1000 Jahre österreichisches Judentum, Eisenstadt 1982 Abb. 88; Hamburg, Staats- und Universitätsbibliothek, Cod hebr 37, 27v, Abbildung in: *Judentum im Mittelalter* (Anm. 6), Abb. 22; *U. u. K. Schubert* (Anm. 10), Abb. 31. Weitere Belege bei: *Kurt Schubert*, Das jüdische Element in der Illustration der Pesach-Haggadot des 17. u. 18. Jahrhunderts (in diesem Heft, bes. Anm. 34).

30 Das Motiv der Hasen- bzw. Hirschenjagd wurde von den jüdischen Illustratoren häufig benutzt, um die Situation des verfolgten Judentums darzustellen, besonders deutlich in der spanischen Haggada der John Ryland's Library in Manchester, Ms. Heb. 6, fol. 29v. Der den Hasen beißende schwarz-weiße Hund ist hier eindeutig eine Anspielung auf die Dominikaner, denn in dieser Weise stellten sich die die Ketzer verfolgenden Dominikaner als Domini Canes selbst dar, z.B. in der Kapelle am Chiostro Verde von Sta. Maria Novella in Florenz. Abbildung in: *B. Narkiss*, (Anm. 10), 66, Plate 13. Die Szene ist wohl auch ein versteckter Hinweis auf die Inquisition. In allen Darstellungen gelingt es dem gehetzten und oft auch schon verwundeten Tier, seinen Verfolgern zu entkommen. Solche Bilder sind somit auch Ausdruck für die messiamschen Hottnungen des Judentums.

31 Diese Umkehrung des Motivs der Hasenjagd findet sich in der Pesach-Haggada der British Library, Add 14761, 30v. Das polemische Element ist hier besonders deutlich fol 20v, wo sich hinter dem Jäger, der seine Hunde auf den flüchtenden Hasen hetzt, eine Teufelsgestalt befindet. Abbildung in: *U. u. K. Schubert* (Anm. 10), Abb. 46. 47; *K. Schubert* (Anm. 10), 39 u. Abb. 23. 24.

32 So findet sich im Oscott Psalter, London, British Library, Add 50.000, 146v zu Ps 97 als Illustration in der Initiale C (antate) eine Darstellung von drei singenden Mönchen, am unteren Rand derselben Seite das Bild eines vor einem Notenpult singenden Hahnes, auf den ein Fuchs zuschleicht, um ihn zu verschlingen. Letzteres ist ein Anspielung auf die Predigt des Odo von Chariton (gest. 1247) gegen die Schlemmer, die ihre Beichtväter verschlingen wollen wie der Fuchs den Hahn. Vgl. *Laitan M.C. Randall*, Exempla as a Source of Gothic Marginal Illustration, Art Bulletin 39 (1957), 97-107, bes. 105 u. fig. 10.

33 *Gabrielle Sed-Rajna*, Le Mahzor Enluminé, Leiden 1983.

34 Die Initialwortillustrationen zu den liturgischen Dichtungen in den Machzorim müssen als jüdische Schöpfungen verstanden werden. Beispielsweise findet man am Beginn des Jotzergebetes zum ersten Tag von Schabhu'ot, da die Gabe der Tora an Israel gefeiert wird, im Dresdner Machzor, Dresden, Landesbibliothek, A 46a, fol 202v ebenso wie auch in anderen Machzorim eine Darstellung der Gesetzgebung auf dem Sinai. Eine eigenwillige Wiedergabe dieses Themas im Laud-Machzor, Oxford, Bodleian Library, Laud Or 321, 127v verrät den Einfluß der rabbinischen Exegese, da hier als Illustration zu Ex 24, 6-8

in Übereinstimmung mit dem Pentateuchkommentar des Raschi zu Ex 24, 6 Moses zwei Schüsseln mit Opferblut in seinen beiden Händen hält, während der Bibeltext nur von einer Schüssel und „der Hälfte des Blutes“ der geopferten Stiere spricht. An dieser Unklarheit setzte Raschi mit seinem Kommentar an. Wenn am unteren Rand desselben Bildes ein Mann Brot in einen Backofen schiebt, so dürfte das wohl ein Hinweis auf das Brotopfer sein, das als Erstlingsgabe zu Schabhu'ot dargebracht wurde (Lev 23, 17). Abbildung in: *U. u. K. Schubert*, (Anm. 10), Abb. 25. *JB. Narkiss* (Anm. 10), 94, Plate 27; *G Sed-Rajna* (Anm. 33), Abb. 39.

35 Leipziger Machzor, Bd. I, 131r. Hier ist als Illustration zum Jotzer-Gebet am ersten Tag von Schabhu'ot eine Einführung der Kinder in das Studium der Tora gezeigt. Die Kinder halten ein Ei und einen runden Fladen in ihren Händen, ein aschkenasischer Brauch, der die Einführung der Kinder in das Studium der Tora symbolisiert. *Elias Katz*, Machsor Lipsiae, 68 Faksimile-Tafeln der mittelalterlichen hebräischen illuminierten Handschrift aus dem Bestand der Universitäts-Bibliothek Leipzig, Hanau 1964, 21f. In derselben Einleitung zur Faksimileausgabe des Leipziger Machzor *Bezalel Narkiss*, Erläuternde Einführung in den Machsor Lipsiae, 31-59, bes. 43f. Abbildung in: *K. Schubert* (Anm. 10), Abb. 44.

36 Leipziger Machzor, Bd. I, 51v. Abbildung in *U. u. K. Schubert* (Anm. 10), Abb. 19; *Joseph Gutmann*, Buchmalerei in hebräischen Handschriften, München 1978, 86, Nr. 24; *Stefan Schreiner*, Das Lied der Lieder von Schelomo, mit 32 illuminierten Seiten aus dem Machsor Lipsiae, Leipzig 1981, Abb. 8. Zum Weiterwirken des Motivs bis in die barocken Esther-Rollen vgl. *Bezahl Narkiss*, Kaniel Megillah-Esther Rolle. Vollständige Faksimile Ausgabe im Originalformat aus dem Besitz von Michael Kaniel. Kommentar: Michael Kaniel, Bezalel Narkiss, Graz 1984.

37 Bilder-Pentateuch von Moses dal Castellazzo, Venedig 1521; Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Codex 1164 aus dem Besitz des Jüdischen Historischen Instituts Warschau, Hrsg. *Kurt Schubert*, Wien 1986. Einige Bilder in: *Kurt Schubert*, Midrasch-Exegese in der Bilderbibel des jüdischen Instituts in Warschau Nr. 1164 aus dem 16Jh., in: Meqor Hajjim, Festschrift für Georg Molin zum 75. Geburtstag, Graz 1983, 323-336; *Ursula Schubert*, Die verschollene Bilderbibel des Moses dal Castellazzo aufgefunden: Die Gemeinde, Wien, I. Mai 1983, 35f; *dies.*, Angebliche Pesach-Haggadah von 1480 - Teil einer Bilderbibel von 1520, in: Les Juifs au regard de l'histoire, Melanges en l'honneur de B. Blumenkranz, ed. Gilbert Dahan, Paris 1985, 263-266; *dies.*, Die einzige Kopie der verschollenen Bilderbibel des Moses dal Castellazzo entdeckt, in: XXV. Internationaler Kongress für Kunstgeschichte. CIHA. Wien 4.-10.9.1983, Wien 1985, 95-100, Abb. 33-38. ■

house of **Beresin**

1070 Wien, Neubaugasse 11

Tel.: 523 27 79

Fax: 526 25 39

FAMILIE BERESIN

wünscht allen Freunden

und Bekannten

einen erholsamen Urlaub.

Online jederzeit für Sie da!

www.wgkk.at

Wiener
Gebietskrankenkasse



Trotz des Publikations- und Aufführungsverbots schrieb Sebastian weiter an seinem Tagebuch, und arbeitete an verschiedenen literarischen Vorhaben. Außerdem konnte er sich der systematischen Lektüre der Klassiker wie Balzac und Shakespeare widmen, symphonische Musik aus dem Radio und von Schallplatten hören. Denn in der südrumänischen Walachei hatte die jüdische Stadtbevölkerung zeitweilig eine gewisse „Schonfrist“, sieht man ab von den Massakern während der Rebellion der Legionäre im Januar 1941, als 127 jüdische Einwohner ermordet wurden. Ende 1942 verzichtete Antonescu dann sogar auf die Durchführung seines schon ausgearbeiteten Planes, die rumänischen Juden in die deutschen Vernichtungslager nach Polen zu deportieren, und so entgingen viele dem sicheren Tod. Das Schicksal der Juden hingegen, die sich bereits in den 50 östlichen Ghettos, den 58 Arbeits- und 8 Vernichtungslagern Transnistriens befanden endete zum Großteil in der Schoa.

Sebastian lebte in jenen Jahren meist zurückgezogen. Kurze Begegnungen, das Weltgeschehen, die Kriegereignisse und auch geheime Wünsche wurden – letztere manchmal nur marginal, doch eindrucksvoll – aufgezeichnet. So schrieb er z.B. am 25. Dezember 1941:

„Unglaublich schöner Tag, fast wie im Frühling, mit reiner Luft, Sonne, einer leichten Brise. Irgendwo in den Bergen mit einer jungen, geliebten Frau zu sein!“ Und bald danach, am 30. Dezember notierte er: „Träumte letzte Nacht wieder, dass ich in Paris bin. Ein langer Traum, in dem die Freude darüber, in Paris zu sein, sich mit der Angst vermischte, in einer von den Deutschen besetzten Stadt zu sein. Die ganze Zeit über fühlte ich mich bedroht und verfolgt.“

Doch er arbeitete, wie erwähnt, auch an literarischen Projekten. Es entstanden die später äußerst erfolgreichen Theaterstücke „Der Stern ohne Namen“ (1944) und „Letzte Ausgabe“ (1945). „Der Stern ohne Namen“ erlebte nach 1945 zahlreiche Aufführungen, wobei die Premiere noch während des Krieges, 1944, stattgefunden hatte und der Autor nur unter einem Pseudonym genannt werden durfte, da „jüdische Theaterstücke“ verboten waren.

Sein wichtigstes literarisches Prosawerk bleibt aus heutiger Sicht der Tagebuchroman „Aus zweitausend Jahren“ (1934), der erst 1997 auch in einer deutschen Ausgabe erschienen ist. Hier versucht Sebastian, motiviert durch die zunehmende antisemitische Stimmung im Land, die „jüdische Frage“ zu analysieren und somit zu thematisieren. Die Hauptgestalt notiert ihre Eindrücke und Erlebnisse während einer Zeitspanne von zehn Jahren, 1923-1933: Der junge Jude studiert Jura und danach Architektur an der Bukarester Universität, hält sich zeitweilig in Paris auf, wird als Jude aus Vorlesungen ausgeschlossen, bedroht, zusammengeschlagen und muss die Universität verlassen. Schließlich arbeitet er als Architekt.

„Innerlich bleibt er aber ein Fremder auf der Suche nach der eigenen Identität, hin- und hergerissen zwischen der rumänischen Gesellschaft und seinem Judentum. An beiden findet er positive und negative Aspekte, und

keiner der üblichen Auswege aus dieser Zwangslage befriedigt ihn: weder die Zuflucht zur orthodoxen jüdischen Kultur noch der kommunistische Parteigang noch der Zionismus noch die Gleichgültigkeit der Assimilierten. Ihm bleibt die Einsicht, dass seine Ausnahmestellung, der gebrechliche Gang zwischen diesen Widersprüchen sein Leben, seine Identität immer ausmachen werden“;

Schreibt Edward Kanterian im Vorwort zu Sebastians Tagebuch.

Dass diesem Werk die Suche nach Authentizität, nach einem ungekünstelten Stil und eine schonungslose Selbstanalyse des Autors zugrunde liegen, wird deutlich, wenn man in Sebastians Tagebuch nachliest. Im Jahr 1934 jedoch wurde der Roman von der „Kritik“ ganz anders „eingeschätzt“. Sebastian hatte seinen ehemaligen Lehrer, den Philosophen Nae Ionescu um ein Vorwort gebeten, ohne zu ahnen, dass dieser inzwischen mit der faschistischen „Eisernen Garde“ sympathisierte, die ihn später sogar zu ihrem „Vor-



Es lebe die
**Sorgen
freiluft**

Die Wiener lieben ihre gute Luft. Deshalb investieren die Wiener Stadtwerke jährlich mehr als 700 Millionen Euro in den Ausbau des öffentlichen Verkehrs, umweltschonende Technologien und erneuerbare Energiequellen.
www.wienerstadtwerke.at

Es lebe die Stadt!



Sehr gerne möchte ich alle jüdischen Bürgerinnen und Bürger sowie besonders die Leserinnen und Leser des DAVID herzlich grüßen und Ihnen meine besten Wünsche übermitteln.

Schon seit vielen Jahren leistet die jüdische Kulturzeitschrift DAVID einen wertvollen Beitrag im Bereich des interkulturellen Dialogs. Sie ist ein lebendiges Zeichen für die Verbundenheit von Österreich und Israel und erfüllt eine wichtige Brückenfunktion zwischen unseren Kulturen. Nur durch das geglückte Miteinander werden jene Werte mit Lebendigkeit erfüllt, durch die unsere Gesellschaft zusammengehalten und bereichert wird.

Für die bevorstehenden Wochen wünsche ich Ihnen und Ihren Familien einen schönen und erholsamen Sommer.

Bundeskanzler Dr. Alfred Gusenbauer



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH



***Ich wünsche den
Leserinnen und Lesern
des DAVID
sowie der gesamten
jüdischen
Gemeinde Österreichs
einen schönen Sommer.***

***Dr. Maria Berger
Bundesministerin für Justiz***

<http://www.justiz.gv.at>

Grußworte des Herrn Bundesministers für Soziales und Konsumentenschutz



Was wäre die österreichische Kultur ohne den Beitrag jüdischer Bürgerinnen und Bürger über Jahrzehnte und sogar Jahrhunderte hinweg? Mit dieser Grußbotschaft möchte ich der Kulturzeitung DAVID herzlich dafür danken, dass sie so unermüdlich und mit großem Einsatz als erfolgreiches Bindeglied zwischen unseren Kulturen tätig ist.

Ich darf allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern für die kommende Sommerzeit meine besten Wünsche übermitteln!

Ihr

Dr. Erwin Buchinger
Sozialminister



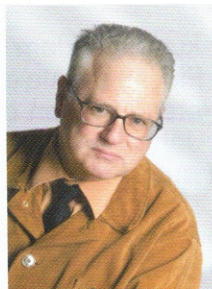
ServiceTel:
01/401 20-0
mail@oebv.com
www.oebv.com

Gedanken über die Zukunft?

Die ÖBV ist die Versicherung für den öffentlichen Dienst. Aber alle können unser einzigartiges Angebot nutzen. Heute schon an morgen denken!



Allen Leserinnen und Lesern des
DAVID einen erholsamen Urlaub
wünscht
Bürgermeister
Dr. Peter Koits
im Namen des Stadtsenates
und Gemeinderates
der Stadt Wels



Die besten Wünsche zum
Sommerurlaub
allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift

Im Namen
der Redaktion

Ilan Beresin

hatte, übergab ihnen die Bilder. 1971 stifteten Paula und Albert Salomon das gesamte Werk dem Joods Historisch Museum in Amsterdam.

Zur Eröffnung der Ausstellung in der Galerie im Taxispalais sprachen Drs. Edward van Voolen, der Kurator der Ausstellung, die Direktorin des Museums Ulm, Dr. Brigitte Reinhardt, und die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg, Dr. Esther Fritsch. Der ehemalige EU-Kommissar Dr. Franz Fischler nahm die Eröffnung vor.

Im Rahmenprogramm der Ausstellung fand am 16. März 2007 eine Konferenz zu *Leben? Oder Theater?* statt. Unter der Moderation von Univ.-Prof. Dr. Daniela Hammer-Tugendhat (Universität für Angewandte Kunst) sprachen Drs. Edward van Voolen (Joods Historisch Museum, Amsterdam), Univ.-Prof. Dr. Ernst van Alphen (Universität Leiden) und Dr. Annegret Friedrich (Universität Gießen) über die Bedeutung des Werks von Charlotte Salomon. Mag. Hannes Sulzenbacher, Kurator am Jüdisches Museum Hohenems, sprach über die Perspektiven jüdischer Museen in der Gegenwart.

Charlotte Salomons Leben und Werk hat eine Reihe von Filmen inspiriert, von denen die Galerie im Taxispalais eine Auswahl gezeigt hat: *Paula Paulinka* (1996, Buch und Regie: Christine Fischer-Defoy, Caroline Goldie, Daniela Schmidt), eine Dokumentation über Paula Salomon-Lindberg, die Stiefmutter von Charlotte Salomon; sowie die beiden Spielfilme *Charlotte* (1980, Regie: Frans Weisz) und *Die Liebe, mein Schatz, ist bodenlos* (1998, Regie: Sabine Willmann), die in Anwesenheit der FilmemacherInnen vorgeführt wurden.

Die Wanderausstellung, die das Joods Historisch Museum in Amsterdam in Zusammenarbeit mit dem Städelmuseum in Frankfurt zusammengestellt hat, war zuvor in Frankfurt, anschließend in den

Kunstsammlungen Chemnitz, im Sprengel Museum Hannover, im Musée d'Art et d'Histoire du Judaïsme in Paris, in Yad Vashem, Jerusalem, und im Ulmer Museum zu sehen. Im Herbst 2007 wird sie im Jüdischen Museum in Berlin gezeigt.

Charlotte Salomon Leben? Oder Theater?

16. März – 3. Juni 2007

In Zusammenarbeit mit dem Joods Historisch Museum, Amsterdam

Katalog

Charlotte Salomon. *Leben? Oder Theater?*
Prestel Verlag, München 2004, 432 Seiten,
835 Farbabb., € 29,90

Galerie im Taxispalais

Galerie des Landes Tirol
Maria-Theresien-Str. 45
6020 Innsbruck
T 0512/508-3171
F 0512/508-3175
taxis.galerie@tirol.gv.at
www.galerieimpalais.at ■

Der Bezirksvorsteher von DONAUSTADT,

Norbert SCHEED

wünscht allen
jüdischen
Bürgern
eine erholsamen Sommer!



wo die Gärten Brücken schlagen
27. April - 14. Oktober 2007



vöcklabruck
oö landes
gartenschau07

www.gartenschau07.at

Neueröffnung der Dauerausstellung des Jüdischen Museums Hohenems am 29. April 2007

Mehr als 300 Jahre gab es in Hohenems eine jüdische Gemeinde. Ihre Blüte erlebte sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sie den wirtschaftlichen Aufschwung der Region mitbegründete. 1850 gehörten mehr als 500 Menschen der Jüdischen Gemeinde an, ein Sechstel der Bevölkerung im Ort.

In den 1860er Jahren begann die Gemeinde sich durch Abwanderung aufzulösen. Was von ihr übrig war, wurde während der nationalsozialistischen Herrschaft zerstört. Die letzten acht Jüdinnen und Juden, die 1939 noch in Hohenems lebten, wurden im Konzentrationslager ermordet. Unter ihnen war auch Clara Heimann-Rosenthal, die letzte jüdische Bewohnerin dieses Hauses.

Die Villa Heimann-Rosenthal wurde 1864 nach Plänen des Schweizer Architekten Wilhelm Kubly erbaut. Sie ist stolzer Ausdruck für Emanzipation und Selbstverständnis der Hohenemser Juden und für den Lebensstil von Claras Eltern Charlotte und Anton Rosenthal. Sie waren einige Jahrzehnte lang die größten Arbeitgeber im Ort.

Heute ist das Haus ein Museum. Es erzählt Geschichten über jüdische und christliche Bewohner von Hohenems. Die Schriftstellerin Monika Helfer hat sie neu erzählt und Barbara Steinitz hat dazu Bilder geschaffen.

Die Ausstellung über die Juden in Hohenems erzählt vom Aufbau einer Gemeinde, von Freund- und Feindschaften, von Hoffnungen und Illusionen, Erfolg und Zerstörung.

Parallel zu den geschichtlichen Entwicklungen erzählt sie auch von Lebenszyklen und religiösen Festen, vom Aufeinandertreffen von Alltag, Tradition und Fortschritt in Hohenems, von den Widersprüchen einer von Diaspora und Migration geprägten Geschichte. Nachkommen der Hohenemser Juden leben heute in aller Welt.

Jüdisches Museum Hohenems, Schweizer Str. 5
6845 Hohenems, Tel. +43 (0)5576 73 989
office@jm-hohenems.at, www.jm-hohenems.at

Öffnungszeiten Museum und Café:
DI bis So und an Feiertagen von 10-17 Uhr ■

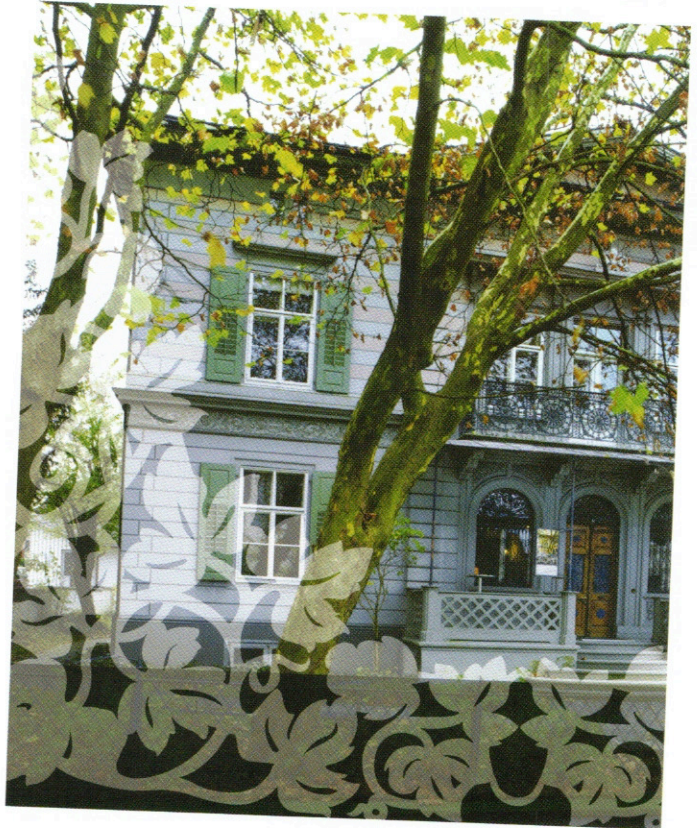


Foto mit freundlicher Genehmigung des Jüdischen Museums Hohenems.



ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

Die ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

zuständig für Steiermark, Kärnten
und die politischen Bezirke
des Burgenlandes Oberwart, Güssing
und Jennersdorf wünscht allen
jüdischen BürgerInnen angenehme und
geruhssame Sommertage.

Weinbau Karner
Weinbau seit Generationen



Obere Hauptstraße 56,
7100 Neusiedl am See
Tel.: +43(0)664/3550796
www.weinbau-karner.at

mehrere Schulstufen zusammengefaßt werden; c) auch an den privaten Volks- und Hauptschulen ist die Unterrichtsführung nach den vorstehenden Richtlinien zu gestalten; Privatschulen, die von einer überwiegenden Zahl jüdischer Schüler besucht werden, sind künftighin zu Privatschulen für ausschließlich jüdische Kinder umzubilden.“

Wer jemals in Pflichtschulen Erfahrungen sammeln konnte, weiß, daß es speziell für jüngere Schüler einen Schock bedeutet, aus ihrer gewohnten Schulumgebung herausgerissen zu werden, von der Trennung vom „besten Freund“ z.B. gar nicht zu reden. Davon aber abgesehen fallen zwei gravierende Verschlechterungen für die jüdischen Schüler auf. Zum einen ist es die mögliche Zusammenfassung mehrerer Schulstufen in einer Klasse. Die Wiener Schulbehörden ließen es sich nach 1918 angelegen sein, „niedrig organisierte“ Schulen aufzulösen und solche Schulen zu schaffen, in denen jede Klasse einer Schulstufe entspricht. Die Vorteile einer solchen Schule sind jedem Pädagogen wohlbekannt und er muß die Bestimmung des Punktes b) unter anderem auch als den damaligen Behörden gleichgültige Schlechterstellung jüdischer Schüler begreifen. Zum ändern bedeutet eine „Neufestsetzung der Schulsprengel“ nichts anderes, als daß den jüdischen Schülern Schulwege zugemutet werden konnten, die speziell für die Kleinsten und deren Eltern eine Schikane bedeuteten. Diese Kinder mußten ja auf ihrem Weg von und zu der Schule Begleitung haben und auch für größere Kinder erhöhen sich mit der Entfernung die Gefahren des Schulwegs.

Jüdische Volksschüler des Jahrgangs 1928

Was jene jüdischen Schüler betrifft, die im Schuljahr 1937/38 eine vierte Volksschulklasse besuchten, muß erwähnt werden, daß sie keine Aufnahmeprüfung in eine öffentliche Mittelschule (heute „Allgemeinbildende Höhere Schule“) mehr machen durften. Sie konnten sich höchstens an einer jüdischen Mittelschule um Aufnahme bewerben, dort durften aber in die erste Klasse „nicht mehr als zwei von Hundert der gesamten Zahl der Schüler und Schülerinnen aufgenommen werden, die in dem betreffenden Schuljahr die Höheren Schulen Wiens besuchen“.⁷ Daß die Anzahl der Plätze bei weitem nicht reichen konnte, leuchtet ein. Es war eben beabsichtigt, Juden von aller höheren Bildung auszuschließen und sie womöglich auf dem Niveau der Volksschule zu belassen.

Schon am 27. April, also fast unmittelbar anschließend an die lange, mit Feiern aller Art gefüllten Zeit erging an alle Wiener Mittelschulen eine mündliche Weisung des SSR f.W., die jüdischen Schüler aus diesen Schulen zu entfernen. Der Wortlaut findet sich im Verordnungsblatt des SSR f.W., Stück XIV, vom 1. Juni 1938.

Eine gleiche Anordnung für die Wiener Pflichtschulen ist in keinem Verordnungsblatt des SSR f.W. in der in Frage kommenden Zeit erschienen. Die effektive Zusammenfassung der jüdischen Pflichtschüler in

eigenen Schulen oder Klassen wurde in Wien zwischen dem 9. und dem 16. Mai 1938 durchgeführt.

Bemerkungen zur praktischen Durchführung der gesetzlichen Vorgaben

Am Montag, dem 21. März 1938 begann der Schulbetrieb wieder, wenn auch nur für wenige Tage. Ich besuchte damals die vierte Klasse einer Volksschule im 3. Bezirk, nahe dem Donaukanal. Die Jüdische Bevölkerung war dort zahlreicher als in manchen anderen Bezirken, grenzte der Schulsprengel doch an den „klassischen“ Judenbezirk Leopoldstadt, nur durch den Donaukanal von diesem getrennt. Meine Klasse wurde von 13 Jüdinnen besucht, was etwa ein Drittel der Gesamtschülerzahl ausmachte. Bänke und Tische für die Schulkinder standen damals in drei Blöcken zu je 6-7 Doppelplätzen hintereinander mit Gängen dazwischen, sodaß es die sogenannte Tür-, Mittel- und Fensterreihe gab. Als ich am oben genannten Tag das Klassenzimmer betrat, saßen alle jüdischen Mädchen stumm und starr in der „Türreihe“ beisammen, darunter meine drei „besten Freundinnen“ und betrachteten mich aufmerksam – so schien es mir wenigstens. Für die vollkommene Richtigkeit dieser Erinnerung kann ich mich nicht verbürgen, aber dieses Bild hat mich mein Leben lang verfolgt. Was nachher geschah, weiß ich nicht mehr. Gesprochen haben wir sicher miteinander und ich entsinne mich auch, daß ich die eine oder andere Freundin noch besuchen durfte. Auch meine Eltern erfaßten erst nach und nach die Gefahr, in die man sich durch den Verkehr mit Juden begab. Ab Mitte Mai mit der Umschulung der jüdischen Kinder rissen die Kontakte aber ab. Soviel ich heute weiß, hatten bis dahin zwei der Väter meiner Freundinnen bereits Selbstmord begangen.

Einrichtung von „Judenschulen“ und „Judenklassen“ für Pflichtschüler

Da es mir nicht gelang, die geschlossene Reihe der Erlässe des SSR f.Wien für die relevanten Monate aufzufinden, kann ich mich nur auf die Kundmachungen im Verordnungsblatt des SSR f.W. und jene Schulchroniken beziehen, die mir zugänglich wurden. Letztere befinden sich z.T. im Archiv der Stadt Wien, z.T. noch an den entsprechenden Schulen.

Weiters fand ich eine Anfrage des Präsidialbüros der Stadt Wien an den SSR f.W. vom 30. Juni 1938 betreffend eine Eingabe der Israelitischen Kultusgemeinde. Der SSR f.W. gab in seiner Antwort die Errichtung von 8 Volksschulen, 4 Hauptschulen und 2 Volks- und Hauptschulen mit rein jüdischer Population bekannt.⁸ Binnen zwei Jahren nahm der Bedarf an „Judenschulen“ und „Judenklassen“ sehr stark ab. Schikanen und Terror förderten die von den Nationalsozialisten gewünschte Auswanderung der Juden. Wer finanziell dazu in der Lage war, floh unter Zurücklassung des Großteils seines Eigentums. Sieben meiner eigenen Mitschülerinnen, deren Daten

eruierten konnte, weilten damals noch fünf in Wien und wurden damit Zeugen des Pogroms.

Von einem der Väter dieser Mädchen weiß ich, daß er am 10. November in der Rossauer Kaserne inhaftiert, aber offenbar wieder freigelassen wurde. Nach Aussage seiner Tochter mir gegenüber hat sein erster Angestellter - damals schon sogenannter „kommissarischer Leiter“ des Speditionsunternehmens - für ihn interveniert. Eine andere mir bekannte Familie floh mit gefälschten Papieren bei Nacht und Nebel nach Belgien. Auf welchem Weg ist mir nicht bekannt. Sie war von einem ehemaligen Angestellten gewarnt worden, daß die GESTAPO für die nächste Nacht zu erwarten sei.

Beide vorher genannten Tatsachen sind durch Briefe in meinem Besitz belegt.

Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 15. November 1938, E I b 745 (b)

„Nach der ruchlosen Mordtat von Paris kann es keinem deutschen Lehrer und keiner deutschen Lehrerin mehr zugemutet werden, an jüdische Schulkinder Unterricht zu erteilen. Auch versteht es sich von selbst, daß es für deutsche Schüler und Schülerinnen unerträglich ist, mit Juden in einem Klassenraum zu sitzen. Die Rassentrennung im Schulwesen ist zwar in den letzten Jahren im allgemeinen durchgeführt, doch ist ein Restbestand jüdischer Schüler auf den deutschen Schulen übriggeblieben, dem der gemeinsame Schulbesuch mit deutschen Jungen und Mädeln nunmehr nicht weiter gestattet werden kann. Vorbehaltlich weiterer gesetzlicher Regelungen ordne ich daher mit sofortiger Wirkung an:

1. Juden ist der Besuch deutscher Schulen nicht gestattet. Sie dürfen nur jüdische Schulen besuchen. Soweit es noch nicht geschehen sein sollte, sind alle eine deutsche Schule besuchenden jüdischen Schüler und Schülerinnen sofort zu entlassen.

2. Wer jüdisch ist, bestimmt §5 der Ersten Verordnung vom 14. November 1935 zum Reichsbürgergesetz (RGBl. I S. 1333). 3. Diese Regelung erstreckt sich auf alle mir unterstellten Schulen einschließlich der Pflichtschulen.“¹¹ Es hat sicher auch in Wien Pflichtschulen gegeben, deren Anzahl jüdischer Schüler so gering war, daß menschlich empfindende Lehrer und Schuldirektoren einzelne Kinder im gewohnten Klassenverband belassen konnten, um ihnen den Schock der Ausschulung zu ersparen. Eine meiner Altersgenossinnen versicherte mir, daß es in ihrer eigenen damals 4. Klasse einer einzelnen Jüdin gestattet wurde, bis zum Ende der Volksschulzeit, also bis Juni 1938, bei ihren Mitschülerinnen zu verbleiben. Solche Fälle sollte es ab November 1938 nicht mehr geben.

Aus dem Protokoll einer Besprechung von Referenten des Ministeriums für innere und kulturelle Angelegenheiten, Abt. IV (Erziehung, Kultus und Volksbildung)

Diese Besprechung fand am 28. November 1938 statt und erzielte Übereinstimmung in den nachfolgend angeführten Punkten. Ich zitiere wörtlich und unterbreche mit Erläuterungen. „1. Der erstrebenswerte Zustand wäre, die Erhaltung der Pflichtschulen für Juden in die private Hand (der Juden) zu bringen. Doch ist dabei folgendes zu bedenken: Mit dem Abwandern der Reichen und dem Zurückbleiben der unbemittelten Juden dürfte die Erhaltung von privaten Volksschulen wegen der unzureichenden Mittel, die der Sache zur Verfügung stünden, aufhören, und es fiel die Judenschule dann doch der öffentlichen Hand zur Last. Daher wäre es besser, die Volksschule von Haus aus in der öffentlichen Hand zu belassen, weil dadurch die direkte Einflußnahme der Behörde in allen Belangen voll gegeben wäre, und die Kosten durch Umlagen in der Judenschaft hereinzubringen.“

„2. Für Juden gibt es nur die Volksschule und keine Hauptschule. Etwaige private Hauptschulen können nur mit Genehmigung des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung geführt werden.“

Dazu ist zu bemerken, daß die 8-klassige Volksschule noch im Jahre 1938 wie auch seit Jahrzehnten davor der in den österreichischen Bundesländern meistbesuchte Pflichtschultyp war. Die 4-klassige „Hauptschule“ der 1. Republik galt in der Zeit des Austrofaschismus als „Eliteschule“ für begabte Schüler, die aus verschiedenen Gründen kein Gymnasium besuchen konnten. Altersparallel dazu liefen im Wien der oben genannten Zeit die wenig geschätzten sogenannten „Abschlußklassen“ der Volksschule für 11-14jährige. Da meine Mutter mehrere Jahre hindurch in solchen Klassen unterrichtete, weiß ich, daß dort nur die wirklich hauptschuluntauglichen Schüler saßen.

Dieses Niveau sollte also allen jüdischen Schülern Wiens zugemutet werden, unabhängig von ihrer Begabung. Wie weit dies aber zur Ausführung kam, ist zweifelhaft. Es ist ja bis in das Jahr 1940 noch von jüdischen Hauptschulen die Rede. In jedem Fall traf die Diskriminierung wahrscheinlich nur mehr die Ärmsten, die noch zurückgeblieben waren, weil sie die Kosten der Auswanderung nicht bestreiten konnten.

Niederschlag der Ereignisse vom 9./10. November in den Schulchroniken

In 22 der 25 Schulchroniken, die ich untersuchen konnte, wird der Vorkommnisse nicht Erwähnung getan. Dies ist mit größter Wahrscheinlichkeit darauf zurückzuführen, daß die betreffenden Schulen von den Ereignissen nicht berührt wurden. Ich selbst habe keinerlei Erinnerung an diese Tage. Viele Eltern werden wohl ebenso wie meine ihre Kinder von den Straßen ferngehalten und nur hinter vorgehaltener Hand das Geschehene erörtert haben. Eine einzige der Chroniken registriert den 10. November als „schulfrei“ ohne weitere Erläuterung. Auch daran habe ich keinerlei Erinnerung. Eine weitere Chronik

erbeten, die dem Gehalt der Lehrer an „arischen“ Schulen entspricht. „...besteht in Wien noch eine entsprechende Zahl jüdischer Pflichtschulen. Die Entscheidung über die Entlohnung dieser Lehrer fällt in den Bereich des Bürgermeisters. Der Stadtschulrat steht auf dem Standpunkt, daß die Bezahlung eine tunlichst geringe zu sein hat“.

2. Auf Grund der zu erwartenden hohen Schülerzahl an jüdischen Pflichtschulen wird um die Möglichkeit von Klassenvermehrungen gebeten. (Vielleicht wollte die IKG damit die Führung möglichst weniger Klassen erreichen, in denen mehrere Schulstufen vereinigt sind). „...wird bemerkt, daß die Not an Schulgebäuden in Wien bereits so groß ist, daß auch an den arischen Schulen für einige Zeit mit Wechselunterricht gerechnet werden muß. Im Lande Österreich kommen Klassenstärken von 60 - 70 Schülern an arischen Schulen noch immer vor. Daher kann dem Ansuchen des Punktes 2) nicht stattgegeben werden“.

Vermutlich waren noch immer zahlreiche Schulgebäude zweckentfremdet. Die Formulierung „im Lande Österreich“ dürfte für die Bundesländer, nicht aber für Wien zutreffen. Dort wurde in den Jahren vor dem 12. März 1938 die Klassenschülerhöchstzahl von 36 selten überschritten.

3. Im gegenwärtigen Gebäude des Chajes-Gymnasiums im 20. Bezirk, derzeit Staudingergasse, soll nach dem Wunsch der IKG eine jüdische Hauptschule errichtet und dem Gymnasium angegliedert werden.

„Gegen die Verlegung einer der notwendigen Pflichtschulen in das Gebäude des Chajes-Realgymnasiums liegt kein Einwand vor, doch hat für diese Pflichtschule genau derselbe Lehrplan zu gelten wie für die übrigen jüdischen Pflichtschulen der Gemeinde Wien“.

Dies ist vermutlich eine Absicherung der Behörden gegen eine etwaige Unterrichtserteilung auf Mittelschulniveau in dieser Hauptschule.

4. Die IKG ersucht, für abwandernde Gymnasiasten Schüler aufnehmen zu dürfen, die inzwischen notgedrungen die Hauptschule besuchen müssen.

„Eine Ergänzung der Schüler des Chajes-Realgymnasiums an Stelle der während des Schuljahres abwandernden Schüler aus der im Chajes-Realgymnasium eventuell unterzubringenden Hauptschule, ist ebenso abzulehnen wie jede andere Ergänzung. Die 2% jüdischen Mittelschüler ergaben sich aus der Lage zur Zeit des Umbruchs, sind aber kein bleibendes Verhältnis. Wenn die Zahl der Juden in Wien - was sehr erwünscht ist - durch Abwanderung verringert wird, muß natürlich die Zahl der jüdischen Schüler am Chajes-Realgymnasium auch geringer werden“.

5. Den jüdischen Lehrern am Chajes-Gymnasium, die durch Abwanderung der Schüler nicht mehr dort verwendet werden können, möge gestattet werden, an der dortigen Hauptschule zu unterrichten. „Punkt 5) ist als Folgerung von 4) entschieden abzulehnen“.

6. Eine Schülerhöchstzahl von 40 pro Klasse möge

genehmigt werden. „Punkt 6) Klassenstärken mit 40 Schülern oder weniger sind unter Hinweis auf Punkt 2) abzulehnen“.

7. Es wird um öffentliche Subvention jüdischer Schulen ersucht, wie sie im „Altreich“ gehandhabt wird. „Subventionen jüdischer Schulen, sei es jüdische Pflichtschulen der Kultusgemeinde oder des privaten Chajes-Realgymnasiums kommen nicht in Frage“.

8. Um die Möglichkeit der Errichtung einer 1. Klasse ab Schulbeginn 1938/39 im Chajes-Gymnasium wird ersucht. „Dagegen liegt kein Bedenken vor, weil es eine Entlastung des öffentlichen Aufwandes bedeutet. Die Kinder des eigenen Volkes dürfen nur in Staatsschulen unterrichtet werden, der fremden Rasse soll die Möglichkeit gegeben werden, ihre Kinder für die erwünschte Auswanderung vorzubereiten“.

Die Punkte 9 und 11 sind nicht themenrelevant, hingegen ist interessant, daß die IKG an eigene Lehrpläne für ihre Pflichtschulen dachte. Der SSR f.W. stimmt dem grundsätzlich zu und sieht diesbezüglichen Vorschlägen entgegen. Zur Erstellung dieser spezifischen Lehrpläne für jüdische Pflichtschulen ist es offenbar nicht mehr gekommen.

Schlußbemerkungen

Diskriminierung, Vertreibung und Ermordung der österreichischen Juden und mit ihnen deren Kinder wurden mit unglaublicher Brutalität, reichsgesetzeskonformer Effizienz und Rasanz durchgeführt. Wie viele jüdische Kinder mit oder ohne ihre Eltern den Krieg in Wien als sogenannte „U-Boote“ überlebt haben und wie viele nach ihrer Befreiung aus Konzentrationslagern dorthin gelangten, ist heute nicht mehr feststellbar. Es muß aber Bedarf nach Beschulung solcher Kinder bestanden haben, wie aus einem sehr frühen Erlaß des wiedererstandenen SSR.f.W. vom 2. Juli 1945, Z.I - 3047/45 hervorgeht. Sein Punkt 4 sei hier zitiert:

„Alle Schüler, die aus rassenpolitischen Gründen von dem normalen Schulwege ausgeschlossen waren, sind nach Maßgabe der Möglichkeit, aber mit größtem Entgegenkommen raschestens, und wenn das im laufenden Schuljahre nicht mehr möglich sein sollte, zuverlässig mit Beginn des Schuljahres 1945/46, in die normale Schulbahn zurückzuführen und in jene Schulen und Klassen aufzunehmen, die ihrem Alter und ihren Kenntnissen entsprechen; gegebenenfalls ist für diese Schüler ein Nachhilfe- oder Überleitungsunterricht zu organisieren.“

Literatur

ACHS, Oskar Beitrag „Schule“ in: „Wien 1938“ - Katalog zur Ausstellung im Historischen Museum der Stadt Wien 1988.

FRICKE-FINKELNBURG, Renate (Hrsg)

„Nationalsozialismus und Schule“

Amtliche Erlässe und Richtlinien 1933 - 1945

Leske u. Budrich, Opladen 1989.

KLÜGER, Ruth „weiter leben - eine Jugend“ Ungekürzte Ausgabe Deutscher Taschenbuch Verlag München 3. Auflage 1995.

Michael und Dr. Elizabeth
FRIEDMANN
und Familie
wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
einen angenehmen Sommer!

Keller & Co
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen Sommer!

a.o.Univ.-Prof. Dr. Paul Haber
Facharzt für Innere Medizin
und Familie
1170 Wien, Rötzerg, 41.
Tel.: 485 81 64
*wünschen allen Freunden
und Bekannten einen
schönen Sommerurlaub!*

Die
SPÖ Leopoldstadt
wünscht allen
jüdischen MitbürgerInnen
einen schönen Sommerurlaub

TIBOR KARTIK
und Familie
wünschen allen Verwandten
und Freunden einen
schönen Sommer!

Mag. Tina Walzer
und Familie
*wünschen allen Freunden
und Bekannten
angenehme Sommertage!*

**Clara, Mag. Catharina &
Harald Heller**
1160 Wien,
Hasnerstraße 34,
T.: 493 15 06, 493 20 32
**wünschen allen Freunden
einen schönen Sommer!**

**Der Bezirksvorsteher
von Ottakring**
FRANZ PROKOP
wünscht allen
jüdischen BürgerInnen
einen schönen und erholsamen Sommer

**Der Bezirksvorsteher
von Margareten**
Ing. Kurt Ph.
Wimmer
wünscht
allen jüdischen Bürgern
einen erholsamen Urlaub!

Zum Sommer übermittle ich
den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern
Österreichs meine besten Grüße
aus der Traunseestadt
GMUNDEN

HEINZ KÖPPL
Bürgermeister der Stadt Gmunden

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.**
wünscht allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

albanischen Geschichte des Spätmittelalters einen Namen gemacht hat, war kroatischer Jude: Milan von Šufflay (1879-1931). Zwar lebte und lehrte er in Kroatien, doch die albanische Regierung unterstützte seine Forschungen maßgeblich; etwa sein gewaltiges Projekt der Acta Albaniae Band III.

Im Zweiten Weltkrieg

Albanien hatte –im Gegensatz zu anderen Ländern Europas –seine Einreisebestimmungen für Juden in den 30er Jahren nicht –oder nur wenig –verschärft. So wurde Albanien vor und während des Zweiten Weltkrieges für manchen Juden zum rettenden Aufnahmeland. Juden aus vielen europäischen Staaten beantragten Einreisevisa und begehrten in Albanien Asyl. Wer es nach Albanien geschafft hatte, war gerettet. Albaner haben Juden sogar zur Zeit der deutschen Besatzung nicht verraten. Die albanische Tradition der Gastfreundschaft – besa: Ehrenwort, Treue – hat sich auch in jenen schwierigen Zeiten bewährt.

Als kein anderes europäisches Land mehr bereit war, Juden aufzunehmen, stellte die albanische Botschaft in Berlin den Juden noch Visa aus. Sogar noch 1942 (also unter italienischer Besatzung) versuchte man von der albanischen Botschaft aus, Juden verschiedener Länder die Einreise nach Albanien zu ermöglichen und sie so zu retten –z.B. (allerdings vergeblich) im Fall des erwähnten Dr. Norbert Jokl in Wien. So fanden Juden aus Deutschland, Österreich, Jugoslawien, Ungarn, Kroatien, Rumänien, Bulgarien, Ägypten, Polen und der Türkei in Albanien Zuflucht.

Unter diesen gab es einige Prominente: z.B. Prof. Stanislav Zuber, der Schriftsteller Dr. Leo Mathia und die Künstlerin Joli Jakob. Ein gewisser Dr. Finer, Universitätsprofessor in London, wollte (in Begleitung von John Walter, dem Sohn des Herausgebers der «Times») nach Albanien reisen –um «sich über Niederlassungsmöglichkeiten für Juden in Albanien zu informieren». Aus indirekten Quellen ergibt sich, dass auch Albert Einstein incognito damals Albanien kurz besucht hat» (Sh. Sinani).

Persönliche Zeugnisse

Nach allen bisher einsehbaren Archivquellen, nach Berichten, Interviews etc. sind tatsächlich keine Juden aus Albanien an deutsche Militär-oder Zivilbehörden ausgeliefert worden. Seit Mitte der 1990er Jahre wurde mancherlei dazu publiziert, etwa von Harvey Sarnier (1997) in den USA: «Rettung in Albanien: 100% aller Juden in Albanien vor dem Holocaust gerettet». Jutta Neumann bringt in ihrem Buch «Umweg über Albanien» (englisches Original: «Via Albania») ihre Erinnerungen zu Papier. Mit ihren Eltern war sie von Hamburg geflohen. Nach ihrer Ankunft in Albanien notierte sie:

«In diesem Hotel lebten schon einige jüdische Familien. Andere hatten ein großes Haus gemietet, das zu einer Art Gemeinschaftsunterkunft geworden war

– oder, wie sie es nannten: ein «Emigrantenhaus»». 60 Menschen hätten darin gewohnt, die meisten aus Österreich (Neumann, S. 133). Sie erwähnt auch jüdische Flüchtlinge aus Belgrad. In diesem Zusammenhang weist Branka Prpa, Historikerin und Direktorin des Geschichtsarchivs in Belgrad, darauf hin, dass in Belgrad vor dem Zweiten Weltkrieg 12.500 Juden gelebt haben – nach dem Krieg waren es nur noch 1500. Von den übrigen 11 000 dürfte zwar auch ein Teil umgekommen sein, tatsächlich aber haben viele Juden aus Jugoslawien in Albanien Zuflucht gefunden. Jüngsten Forschungen zufolge haben sich auch ca. 400 Juden aus Dubrovnik nach Albanien gerettet und überlebt, von denen man bisher angenommen hatte, sie seien in Auschwitz umgekommen. Jutta Neumann beschreibt die Not, in der jüdische Flüchtlinge in Albanien gelebt haben:

«Unsere finanzielle Lage war damals sehr schlecht, und wir aßen buchstäblich jeden Tag Suppe und trockenes Brot.»

In diesem Zusammenhang erinnert sie an einen Herrn Jacobson aus Budapest: «Trotz unserer Notlage hatten wir zum Mittagessen einen ständigen Gast: Herrn Jacobson. Dieser war von Budapest aus zu Fuß nach Saloniki und von dort nach Albanien gelaufen.» Sie erwähnt einige Namen von Juden aus Mitteleuropa, die in Albanien mit ihnen zusammengewesen waren:

«Ich kann mich nicht an alle Namen erinnern. [...] Fritz Kraus, Katerina Kraus, Gertraude Kraus, Friederike Kraus (die Mutter von Fritz); Heinrich Stern und seine Frau, an deren Vornamen ich mich nicht erinnern kann – sie war die Schwester von Fritz und somit die Tochter von Friederike Kraus; Herr Galitzky; Herr und Frau Weinstein; Fritz Altman; Hans und Anni Krall und ihre Schwester Olga Stutecka; Josef Gertler; Siegbert, Alice und Jutta Gerechter; Walter und Finny Mandel und ihre Mutter – Frau Tchatcher; Menasche, Resel und Julius Wolf; Herr Horn; Herr und Frau Tau; Dr. Leo; Edith, Hannelore, Eva und Alexander Meyer; Emil und Stella Borger (beide kamen, soweit ich mich erinnere, aus Jugoslawien); Herr Jacobson (aus Ostpreußen)» (Neumann, S. 133).

Kürzlich hat der frühere Direktor des albanischen Staatsarchivs, Shaban Sinani, verschiedene Akten über die Rettung der Juden in Albanien publiziert. Danach seien praktisch alle Juden, die in Albanien Zuflucht gefunden haben, gerettet worden. Albanien sei das einzige Land in dem von Deutschen und Italienern besetzten Europa gewesen, wo bei Kriegsende mehr Juden gelebt hätten als zu Beginn des Krieges.

Nach Albanien geflohene Juden hätten Papst Pius XII. um Hilfe gebeten – offenkundig nicht ganz ohne Erfolg. Nicht unwesentlich hat auch der damalige «Regentschaftsrat» in Tirana, dem u.a. der Franziskanerpater Anton Harapi aus Shkodra/Skutari angehörte, zur Rettung der Juden beigetragen. Nicht unerwähnt sollte bleiben, dass dies in erheblichem Maße auch andere Moslems und Christen getan haben sollen.

Christine von Kohl betont:

«Trotz aller Schrecken, die Befreiungs-und Bürger-

zu leben –und den Rest des Jahres in Israel oder den USA zu sein. In Vlora wurde in dem Viertel, wo die meisten Juden gelebt haben, eine Gedenktafel mit all ihren Namen angebracht und eine Straße in «Jüdische Straße» umbenannt. Man hat geglaubt, mit dem letzten Exodus von 1990/91 sei das Kapitel «Juden in Albanien» abgeschlossen. Aber sicher ist das nicht. Noch sind einige sehr alte Juden am Leben, die Albanien nicht verlassen wollen. Und die jüdischen «Teilzeit»-Albaner sind auch noch da. Im Zweiten Weltkrieg haben Albaner ihr Leben riskiert, manche sogar geopfert, um Juden zu retten. Dieses Zeichen von Menschlichkeit verdient Anerkennung. Dieser Beitrag stellt einen Versuch dar, das bisher zu Unrecht ignorierte Kapitel der jüdischen und der europäischen – Geschichte «Rettung von Juden in Albanien» etwas aufzuhellen.

Literatur

Bremer, Jörg: Die Heimkehr der albanischen Juden nach Israel. In: FAZ, 8.5.1991; *Elsie, Robert*: Handbuch zur albanischen Volkskunde. Wiesbaden 2002; *Fischer, Bernd J.*: The Jews of Albania during the Zogist and Second World War Period. In: www.albanisches-institut.ch; *Kohl, Christine von*: Albanien, München 2003; *Neumann, Johanna Jutta*: Umweg über Albanien. Bochum 2003; *Ramaj, Albert*: Hebrejntë në Kosovë, një histori pak më ndryshe. In: Koha Ditore, 27.5.2006; *Sarner, Harvey*: Rescue in Albania. Cathedral City/California 1997; *Schmidt-Neke, Michael*: Albanien – ein sicherer Zufluchtsort? In: Solidarität und Hilfe für Juden während der NSZeit. Berlin 1999, S. 247–270; *Schukalla, Karl-Josef*: Nationale Minderheiten in Albanien. In: Albanien. Göttingen 1993, S. 514–516; *Sinani, Shaban*: Die Diplomatie des königlichen Albaniens zur Rettung der Juden. In: www.albanisches-institut.ch. Dieser Artikel wurde publiziert in: G2W -Glaube in der 2. Welt (Ökumenisches Forum für Religion und Gesellschaft in Ost und West) 2/2007 35. Jahrgang, S. 17-19 (Themenschwerpunkt: Rettung von Juden in Albanien) ■

Bedrängte Juden im Kosovo im Zweiten Weltkrieg

 Albert RAMAJ

Im Kosovo hat es schon vor mehr als 550 Jahren Juden gegeben, so sind für das Jahr 1448 sechs jüdische Familien in Novobrdó bei Prishtina bezeugt. Im Jahre 1737 sollen allein in Gjakova etwa 600 Juden, in Prishtina ca. 350 Juden gelebt haben, hier ist auch eine jüdische Gemeinde erwähnt. Während der albanischen Befreiungskämpfe (1909–1912) waren besonders die albanisch besiedelten Gebiete des Kosovo unsicher geworden, sodass die dortigen Juden 1912 in den Südosten des Balkans, die letzte türkische Bastion in Europa, übersiedeln wollten. Es kam aber nicht dazu: Der Oberrabbiner von Belgrad, Isaj Alkalaj, reiste eigens ins Kosovo. Vermutlich mit dem Hinweis darauf, dass sich das Osmanische Reich fast auf dem ganzen Balkan in Auflösung befinde, hat er sie von diesem Plan abgebracht.

Im Zuge der Neuverteilung der Verfügungsmasse des Osmanischen Reiches auf dem Balkan vor 100 Jahren erhielt das Königreich Serbien das «urserbische» –allerdings im Süden schon stark albanisch durchsetzte – Kosovo zugewiesen. Wie in vielen europäischen Ländern wurden in den 30er Jahren auch in Jugoslawien sog. «Rassegesetze» verabschiedet, die sich besonders gegen Juden und Roma richteten. Die sich verschlechternde Lage der Juden in Jugoslawien zeigte sich z.B. daran, dass Oberrabbiner Isaj Alkalaj 1938 das serbische Parlament verlassen musste.

1941 bis 1943 wurde der mehrheitlich von Albanern bewohnte Südwestteil des Kosovo dem italienischen Protektorat «Groß-Albanien» – mit Prishtina, Prizren, Peja, Gjakova und weiteren Gebieten zugeschlagen. Dagegen kam das mehrheitlich serbisch bewohnte Nord-Kosovo unter deutsche Militärverwaltung also (Kosovska) Mitrovica, Trepca, die Region Podujeva; wohingegen Gjilan, Viti(na) und die Region Kacanik (Mazedonien) an Bulgarien fielen. Nach der Kapitula-

tion Italiens (8.9.1943) wurde ganz «Groß-Albanien» von den Deutschen besetzt.

Juden-Deportationen aus dem deutsch besetzten Nord-Kosovo

Die Lage der Juden im deutsch besetzten Nord-Kosovo war viel schwieriger als die der Juden in Alt-Albanien, bedrohlicher aber auch als im nun groß-albanischen Südwest-Kosovo. Deshalb versuchte der größte Teil der Juden aus dem Nord-Kosovo, nach Groß-Albanien zu entkommen, was den meisten wohl gelang: Viele jüdische Flüchtlinge erhielten von den Grenzbehörden in Prishtina albanische Pässe mit fiktiven albanischen Namen. Den Neuankömmlingen waren die in Alt-Albanien und im großalbanischen Süd-Kosovo ansässigen Juden beim Aufbau ihrer Existenz behilflich. Übrigens versuchten auch viele Juden aus Serbien (besonders aus Belgrad) sowie aus Kroatien, ins Nord-Kosovo zu gelangen und von dort nach Groß-Albanien weiterzuziehen das ist jedoch nicht allen gelungen. Der Belgrader Historikerin Branka Prpa zufolge hatten von den 12 500 Belgrader Juden (1939) nach dem Krieg nur noch 1500 in Belgrad gelebt die übrigen hatten fliehen können, die meisten aber sind vermutlich in Konzentrationslagern umgekommen. Die größten Lager in Serbien waren die in Sajmiste und Bajnica: Allein dort sind etwa 100 000 Menschen umgebracht worden.

Im Nord-Kosovo ist die Auslieferung der Juden an die Nazis albanischen und serbischen Nationalisten anzulasten. Eine ganz üble Rolle dabei spielte die serbisch-nationalistische Organisation «Zbor», die 1925 von Dimitrije Ljotić gegründet worden war. Besonders unter General Milan Nedić hatte die jüdische Bevölkerung im deutsch besetzten Serbien, also auch

tun; hier gibt es auch noch einen jüdischen Friedhof. Im ganzen Kosovo findet man derzeit keine Synagoge und keine jüdische Gemeinde mehr nur ganz wenige Juden (von 40 Menschen jüdischer Abstammung im Kosovo ist die Rede) und einen jüdischen Verein. Über die erst 1944 gebildete kosovo-albanische Division der Waffen-SS «Skanderbeg» spricht man im Kosovo nicht gern. Viel lieber behaupten albanische Historiker, während des Weltkrieges seien alle Juden im Kosovo gerettet worden. Albaner und Serben schieben sich gegenseitig die Verantwortung für die Deportationen von Juden zu, die man nicht leugnen kann. Große Schuld tragen «Skanderbeg» und «Zbor». Über diese Thematik schweigen sich albanische Historiker erst recht aus. Ich selbst habe in albanischen Medien kürzlich über die Division «Skanderbeg» geschrieben – die Reaktionen der albanischen Historiker waren ausgesprochen feindselig. Man will das alles vergessen.

Literatur

Destani, Bejtullah D.: Ethnic Minorities in the Balkan States 1860–1971 (Volume 6). London 2003; Fischer, Bernd J.: The Jews of Albania during the Zogist and Second World War Period. In: www.albanisches-institut.ch; Hrabak, Bogumil: Jevreji u Albaniji od kraja XVII do kraja XVIIvii Veka. In: Jevrejski Zbornik. Beograd, 1/1971; Ivanov, Dzeletovic´ : Jevreji Kosova i Metohije. Beograd 1988; Latrouve, Laurent: Gordana Kostic´ : La division Skanderbeg. Histoire des WaffenSS albanais; des origines idéologiques aux débuts de la guerre froide. Paris 2004; Malcolm, Noel: Kosovo – a Short History. London 1998; Mandil, Samuilo: Izraelitet. In: Bashkimi, 20. 2. 1945; Ramaj, Albert: Hebrenjtë në Kosovë, një histori pak më ndryshe [Die Juden im Kosovo, etwas anders]. In: Koha Ditore, 27. 5. 2006, S. 22, und www.albanisches-institut.ch; Jacomoni, San Savino Francesco di: La Politica dell'Italia in Albania. Bologna 1965; Sinani Shaban: «Die Diplomatie des königlichen Abaniens und die Rettung der Juden» in: www.albanisches-institut.ch
Dieser Artikel ist publiziert in: G2W -Glaube in der 2. Welt (Ökumenisches Forum für Religion und Gesellschaft in Ost und West) 2/2007 35. Jahrgang, S. 20-21 (Themenschwerpunkt: Rettung von Juden in Albanien). ■

Jüdischer Albanologe: Norbert Jokl

 Albert RAMAJ

Unter den Vätern der Albanologie jener Disziplin, die sich mit Kultur, Sprache, Geschichte, Volkskunde, Musik Albanien beschäftigt hatte das tragischste Schicksal zweifellos Norbert Jokl, der von den Nazis wegen seiner jüdischen Abkunft 1942 umgebracht wurde. Am 25. Februar 1877 kam er als einziges Kind einer jüdischen Kaufmannsfamilie im südmährischen Bisenz (heute: Bzenec in Tschechien) zur Welt. Nach dem Abitur nahm er das Jurastudium an der Universität Wien auf, das er in kürzester Zeit (1901) mit einer Summa cum laude-Promotion abschloss. Die juristische Praxis scheint ihn aber nicht befriedigt zu haben. Jedenfalls kehrte er nach einiger Zeit an die Universität zurück und widmete sich der Sprachwissenschaft: Indogermanistik studierte er bei Paul Kretschmer, Romanistik bei W. Meyer-Lübke und Slawistik bei dem berühmten Vatroslav Jagić. Sein zweites Studium finanzierte er durch Arbeiten in der Universitätsbibliothek. In Slawistik hat Jokl 1908 eine weitere Summa cum laude-Dissertation vorgelegt. Kurz vor seiner zweiten Promotion begann er mit 30 Jahren, das Albanische zu erlernen. Die Sprachfertigkeit, die sich Jokl in relativ kurzer Zeit aneignete, war erstaunlich.

1913 wurde er zum Privatdozenten für den Bereich «Indogermanische Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung des Albanischen, Baltischen und Slawischen» ernannt. Zehn Jahre ließ die Ernennung zum «Außerordentlichen Professor» auf sich warten, 1937 erhielt er den Ehrentitel eines Hofrats. Seine ganze Liebe galt der Wiener Universitätsbibliothek, die jeden, der sich ernsthaft mit Slawistik und Balkankunde beschäftigt, bis heute in Begeisterung versetzt. Seine Anstellung als (Ober-) Staatsbibliothekar kam seinem Naturell entgegen. – Dass jemand, der so mit

Leib und Seele einerseits Albanologe, andererseits Bibliothekar war, kein Privatleben hat und Junggeselle blieb wie Norbert Jokl, kann nicht verwundern.

Ein dramatisches Ereignis verhalf ihm zu einer Bibliothek, die künftig ihresgleichen suchte: Der bekannte Paläontologe und Albanologe Privatdozent Dr. Franz Baron Nopcsa hatte, bevor er sich 1933 das Leben nahm, schriftlich verfügt, dass der albanologische Teil seiner gewaltigen Bibliothek an Norbert Jokl gehe. Damit war der Grundstock zu dessen immenser Bibliothek gelegt, die zu einem Politikum werden sollte. Norbert Jokl hat eine Reihe von Monographien hinterlassen, z.B. seine «Studien zur albanesischen Etymologie und Wortbildung» (Wien 1911), «Linguistisch-kulturhistorische Untersuchungen aus dem Bereiche des Albanischen» (Berlin 1923), «Sprachliche Beiträge zur Paläo-Ethnologie der Balkanhalbinsel» (aus dem Nachlass hrsg. von O. Pfeiffer, Wien 1984), dazu kommen zahlreiche wissenschaftliche Beiträge und Aufsätze in Fachzeitschriften; Auszeichnungen und Ehrungen wurden ihm zuteil. Ihm verdankt die Sprachwissenschaft den eindeutigen Beweis, dass das Albanische – wie bereits vermutet – tatsächlich den indogermanischen Sprachen zuzurechnen ist. Vielfach werden seine umfassenden Vorarbeiten für ein «Etymologisches Wörterbuch der albanischen Sprache» erwähnt. Die Materialien dazu sind im Zusammenhang mit seiner Deportation (1942) verschwunden.

Obwohl Jokls Leben und Arbeiten ganz auf die Erforschung des Albanischen ausgerichtet war, erfüllte sich erst 1937 sein sehnlichster Wunsch: einmal nach Albanien zu reisen. Anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums der eigentlichen Staatsgründung Albanien wurde er nach Albanien eingeladen und mit dem «Skanderbeg Orden» geehrt.

grenzenlose Dankbarkeit schulden, wenn König Victor Emanuel einen Weg finden könnte, Norbert Jokl nach Albanien zu verbringen.»

Pater Gjergj Fishta bezeichnet Jokl als größten Albanologen «aller Zeiten». – Aber auch dieser Initiative blieb der Erfolg versagt.

Die Ausreise nach Albanien und auch die Stelle eines Bibliothekars dort stellten nicht das zentrale Problem dar – vielmehr war der Jude Norbert Jokl mit seiner renommierten Bibliothek so zum Politikum geworden, dass die NS-Behörden dies nicht mehr ignorieren konnten. Bereits am 25. Januar 1941 hatte Jokl seinem Lehrer Kretschmer geschrieben:

«Was meine Person betrifft, so vermochte ich bisher meine Pläne, mir irgendwo eine neue Existenz zu gründen, nicht zu verwirklichen. Das Land, dessen sprachwissenschaftlicher Erforschung der größte Teil meiner Arbeit gewidmet ist, kommt augenblicklich aus bekannten Gründen für mich kaum in Betracht, wiewohl – ich muss dies dankbar feststellen – zahlreiche Persönlichkeiten sich für mich auch jetzt in selbstloser Weise einsetzen. Mehr als je denke ich daher an Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. [...] Für jede Art von Hinweis, für jede gütige Verwendung, jedwede Empfehlung wäre ich Ihnen, hochgeehrter Herr Kollege, außerordentlich dankbar.»

Trotz aller Hilfe von verschiedenen Seiten ereilte Norbert Jokl das Schicksal vieler Juden. Am 7. (oder schon am 2.) März 1942 wurde er von der Gestapo in seiner Wohnung in der Wiener Neustiftgasse 67 verhaftet. Über seinen Tod besteht Unklarheit. Er soll am 6. Mai 1942 deportiert worden und auf dem Transport nach Weißrussland umgekommen sein – oder sich das Leben genommen haben. Jokls 1942 zwangsweise als «Dauerleihgabe» an die Österreichische Nationalbibliothek übertragene immense Büchersammlung, die dieser ja dem Staat Albanien geschenkt hatte, wurde 1946 in die Nationalbibliothek eingegliedert: Es habe keine Angehörigen mehr gegeben, die Anspruch erheben könnten. Das stimmt allerdings: Alle Angehörigen Jokls waren dem Nazi-terror zum Opfer gefallen.

Am 29. April 1982 erfolgte eine späte Ehrenrettung, die das Verhalten der Universität Wien allerdings nicht rechtfertigte: der Senat beschloss, den Namen Norbert Jokls auf der Ehrentafel der Universität zu verewigen.

Literatur: Çabej, Eqrem: Das albanologische Werk Norbert Jokls. In: Akten des Internationalen Albanologischen Kolloquiums. Innsbruck 1977; Kotri, Petrit: Norbert Jokl und seine Studien zur albanischen Sprache. Innsbruck 1996; Krahe, Hans: Norbert Jokl. In: Indogermanisches Jahrbuch, 28/1949; Ramaj, Albert: Vdiq prof. dr. Georg Renatus Solta, balkanolog e albanolog i shquar nga Vjena (1915–2005). In: www.albanisches-institut.ch; Simon, Gerd: Tödlicher Bücherwahn. Der letzte Wiener Universitätsrektor im 3. Reich und der Tod seines Kollegen Norbert Jokl. In: Buchfieber. Zur Hintergrundgeschichte des Buches im 3. Reich. <http://homepages.unituebingen.de/gerd.simon/buchfieber.htm>; Tagliavini, Carlo: Nachruf auf Norbert Jokl. In: Indogermanisches Jahrbuch, 28/1949; Yvon, Mechthild: Das Schicksal des Albanologen Norbert Jokl und seiner Bibliothek. Wien 2004; Zwanziger,

Roland: Norbert Jokl Albanologe und Bibliothekar. Zur 40. Wiederkehr seines Todestages; in: Biblos, 30/1981.

Dieser Artikel ist publiziert in: G2W -Glaube in der 2. Welt (Ökumenisches Forum für Religion und Gesellschaft in Ost und West) 2/2007 35. Jahrgang, S. 24-25 (Themenschwerpunkt: Rettung von Juden in Albanien)

1 Albert Ramaj, (albert@albanisches-institut.ch) Leiter des «Albanischen Instituts» St. Gallen; geboren im Kosovo; studierte katholische Theologie und Philosophie in Zagreb, Graz, Wien und Luzern. Zahlreiche Publikationen zu albanischen Themen sowie Übersetzungen in beide Sprachen. Vor kurzem ist das Buch von Thede Kahl/Izer Maksuti/Albert Ramaj (Hgg.) „Die Albaner in der Republik Makedonien. Fakten, Analysen, Meinungen zur interethnischen Koexistenz“. LIT-Verlag, Münster 2006 erschienen. 2 Alois Brunner war die rechte Hand von Adolf Eichmann. ■

Stadt **GRAZ** Kultur

**Die Zeitschrift DAVID
wird durch die Stadt
Graz/Kulturressort
gefördert.**

**Sie werden staunen,
wie weit man
mit einem Lächeln
kommt.**

Fliegen Sie zu über 130 Destinationen weltweit.

Austrian
Fly with a smile.

Nähere Informationen und Buchungen unter ☎ 05 1789, www.austrian.com
oder in Ihrem Reisebüro. Sammeln Sie Meilen mit Miles&More.

A STAR ALLIANCE MEMBER

www.austrian.com

die Situation noch: Die Nationaldemokraten riefen zu Pogromen und dem Boykott jüdischer Geschäfte auf. Die negative Einstellung gegenüber Juden änderte sich auch nicht während des Zweiten Weltkrieges. Als die Gettoisierung und die Deportationen begannen, kam es kaum zu Solidarität und Mitgefühl mit den polnischen Juden. Natürlich gab es zahlreiche couragierte Einzelpersonen, die Juden halfen zu überleben, doch die Mehrheit der Polen verhielt sich passiv. Daneben gab es auch jene, die Profit aus dem Unheil der jüdischen Bevölkerung schlugen. Auch in der polnischen Untergrundarmee, der *Armia Krajowa*, waren Juden unerwünscht. Sie galten als nicht vertrauenswürdig und wurden verdächtigt, nur eigene, jüdische Ziele verwirklichen zu wollen.

Dass es in jeder Gesellschaft Opfer und Täter gibt, ist selbstverständlich. Allerdings ist die Frage, wie die Gesamtgesellschaft mit der eigenen Geschichte umgeht. Im kommunistischen Polen wurde in

der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg vor allem die Unterdrückung der polnischen Zivilbevölkerung während der Kriegsjahre hervorgehoben, wie auch der patriotische Kampf der Untergrundbewegung gegen das nationalsozialistische Regime. Während der nationalsozialistischen Besatzung wurden fast 90% der jüdischen Polen ermordet. Trotzdem wird die Bedeutung der Shoah in der Erinnerungskultur kaum wahrgenommen, vielmehr wurde die Opferrolle der polnischen Bevölkerung in den Vordergrund gestellt. Man war sich einig darüber, dass Polen angesichts der hohen Opferzahlen am meisten unter Hitler gelitten hätte und damit das größte Opfer der Nationalsozialisten gewesen sei. Mit der selektiven Geschichtsdarstellung durch das kommunistische Regime verbunden war eine gewisse Unwissenheit und Ignoranz. Bei einer Umfrage anlässlich des 50. Jahrestages der Befreiung des KZ

Auschwitz-Birkenau konnte nur eine kleine Minderheit der befragten Polen angeben, dass im Konzentrationslager vor allem polnische Juden ermordet wurden. Die meisten Befragten waren davon überzeugt, dass die Nationalsozialisten im Lager vor allem polnische Katholiken ermordet hatten.

Während der kommunistischen Herrschaft in Polen wurde die „jüdische Frage“ immer wieder aufgegriffen. Vor allem wurde in Zeiten einer Krise des politischen Systems gegen Juden gerichtete Propaganda genutzt, um sie als Verursacher der Probleme darzustellen und dadurch die Entfernung von jüdischen Mitgliedern in Parteikadern zu rechtfertigen. Zusätzlich manifestierte sich die Auffassung, Juden seien für den Kommunismus in Polen verantwortlich. In den 50er Jahren führte die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei (PVAP) Säuberungsaktionen gegen Mitglieder jüdischer Herkunft durch. Unbequeme Personen, die nicht dem jüdischen

Glauben angehörten wurden unter dem Begriff eines „Kosmopoliten“ kurzerhand dazu gemacht. Ein Gipfel des Antisemitismus in der kommunistischen Periode wurde mit der Kampagne von 1967/68 erreicht. Sie mündete in der Unterdrückung der Studentenproteste von 1968. Als Drahtzieher der Proteste galt eine Gruppe von „Zionisten“, die die Aufstände finanzierte und das Ziel verfolgte, die polnische Jugend zu verhetzen. Eine breit angelegte Propagandakampagne mündete in systematischen Aktionen gegen die noch im Land verbliebene jüdische Bevölkerung. Mit dem Vorwand, dass alle Juden schuldig seien, wurden eine Entlassungswelle und eine regelrechte Hetzjagd eingeleitet. Opfer waren nicht nur Juden, sondern auch Personen ohne jüdische Wurzeln, denen vorgeworfen wurde, geheime Kontakte zu Israel zu haben. Tausende jüdische Menschen verließen daraufhin Polen. Um die Erlaubnis zur Emigration zu erhalten, wurde von ihnen verlangt, eine Erklärung zu



*Gedenken an den Warschauer Ghettoaufstand 1943
und an den Kommandanten Mordechai Anielewicz
Foto: Silvia Perfler*



*Gedenken an den Warschauer Ghettoaufstand 1943
und an den Kommandanten Mordechai Anielewicz
Foto: Silvia Perfler*

feindlichen Kommentare von Hörern des Senders sind einerseits ein Spiegel der Verankerung antisemitischer Stereotype in bestimmten Gesellschaftskreisen, andererseits trägt *Radio Maryja* so zu einer Vertiefung des religiös motivierten Antisemitismus in Polen bei.

Nach seiner Gründung erhielt *Radio Maryja* vom polnischen Episkopat zunächst Lob und wurde vom Vatikan unterstützt. Mittlerweile distanzierte sich die offizielle Kirche von Positionen des Senders ebenso wie von Pater Tadeusz Rydzyk, dessen Gründer. Der Vatikan rief die polnischen Bischöfe in den letzten Jahren wiederholt zu einem gründlichen Vorgehen gegen *Radio Maryja* wegen antisemitischer Programminhalte, aber auch wegen dessen politischer Parteinahme auf. Dies geschah bisher aber nur zögerlich.

Die politischen Einflussmöglichkeiten des Senders wurden nicht nur bei den Präsidentschaftswahlen 2005 deutlich, als die Parteinahme für Lech Kaczyński, der Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS), für die Wahlen mitentscheidend war. Schon vorher hatte *Radio Maryja* die Richtung vor Wahlen vorgegeben. Bei den Präsidentschaftswahlen 1995 war die liberal-konservative Politikerin Hanna Gronkiewicz-Waltz von Pater Rydzyk in einer Ausstrahlung als „Freimaurerin“ und „Jüdin“ bezeichnet worden. Daraufhin sanken ihre Umfragewerte signifikant ab.

Der Wahlerfolg der rechtskonservativen Kräfte verhalf dem Sender wiederum zu mehr Gewicht im gesellschaftlichen Geschehen, denn die beiden Regierungsparteien Liga der polnischen Familie (LPR) und Recht und Gerechtigkeit stehen in einem Naheverhältnis zu *Radio Maryja*. Führende Politiker beider Parteien sind häufige Gäste in Sendungen, in denen sie sich demonstrativ hinter die kontroversen Positionen des Radiosenders stellen.

Die Beteiligung der national-konservativen Partei LPR wie auch von Samoobrona löste bei der Europäischen Union Besorgnis aus. Beiden Parteien wird auch Antisemitismus vorgeworfen. So hat sich Andrzej Lepper, Parteivorsitzender von Samoobrona, wiederholt positiv über die Propagandafähigkeiten Goebbels' sowie aber Hitlers Wirtschaftspolitik geäußert. Im letzten Jahr kam es bei der Verabschiedung einer Resolution im EU-Parlament zu heftigen Diskussionen. Verurteilt werden sollte darin das Anwachsen von Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und Homophobie in unterschiedlichen Ländern der Europäischen Union, hervorgehoben wurde in besonderem Maß Polen.

Die Verwurzelung antijüdischer Einstellungen ist aber nur eine Seite Polens. Auf der anderen Seite kam es seit der politischen Wende zu einer Wiederentdeckung der jüdischen Kultur. Das Interesse der Polen an jüdischen Bräuchen und kulturellen Veranstaltungen ist enorm. Besonders wichtig erscheint die Erinnerung an das Leben jüdischer Polen vor dem Zweiten Weltkrieg und die Geschehnisse während der nationalsozialistischen Besatzung. In Warschau entstanden in den letzten Jahren im Bereich des ehemaligen jüdischen Ghettos zahlreiche Denkmäler, die an das Schicksal einzelner jüdischer Polen und an jenes der jüdischen Bevölkerung insgesamt erinnern. Am „Platz der Helden des Ghetto-Aufstands von 1943“ soll bis 2009 ein Museum

errichtet werden, das der jüdischen Geschichte in Polen gewidmet ist. Im Gegensatz zu anderen jüdischen Museen wird die Perspektive nicht auf den Völkermord begrenzt sein, sondern ein Bogen über die tausendjährige Geschichte der Juden in Polen gespannt werden. Mit Stolz weisen Polen auf das so genannte „Goldene Zeitalter“ im Spätmittelalter hin. In dieser Zeit wurde Polen zur Heimat der verfolgten Juden aus Westeuropa. Das Land erlebte eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte, an der die jüdische Bevölkerung wesentlich Anteil hatte. Von Kasimir III. wurden im 14. Jahrhundert schon vorher gewährte Rechte ausgebaut. In Krakau, der damaligen Hauptstadt, lebte die jüdische Bevölkerung wie auch anderswo in einem eigenen Stadtteil. Dennoch galt Krakau als toleranter als andere europäische Städte.

Heute ist man auch in Krakau bemüht, jüdisches Leben zu reaktivieren. Im jüdischen Viertel, Kazimierz, findet man unter anderem restaurierte und neu erbaute jüdische Restaurants, Synagogen und ein jüdisches Institut. Wermutstropfen ist, dass es nur nach außen eine wieder belebte jüdische Kultur gibt. Bei der letzten Volkszählung im Jahr 2002 bekannten sich 1100 Personen zum Judentum. Auch wenn die jüdische Gemeinde diese offizielle Zahl übersteigt, spielt sie nicht mehr die Rolle in Polen, die sie einmal hatte. Jüdisches Leben ist im Moment ausschließlich auf die größeren Städte beschränkt. Beim Interesse an allem Jüdischen handelt es sich also leider um einen kulturellen Boom ohne Juden.

Abschließend möchte ich noch einige persönliche Anmerkungen hinzufügen. In den sieben Monaten, die ich in Warschau und Krakau verbrachte, war eine anti-jüdische Stimmung immer wieder präsent. Allerdings ist die Situation nicht so negativ, wie sie vielleicht auf den ersten Blick erscheint. Ich bin genauso auf Offenheit und großes Interesse an der jüdischen Geschichte und Kultur gestoßen. Viele Polen machen sich wieder bewusst, dass das Judentum untrennbar mit der Geschichte ihres Landes verbunden ist. In dieser Hinsicht ist auch der Bau des jüdischen Museums ein Schritt in die richtige Richtung.

Die Zitate finden sich im Artikel „Polen“ von Chaim Frank (www.antisemitismus.juden-in-europa.de/ost-europa/polen.htm) ■

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin



Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

*wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!*

rufliche Einschränkungen, um trainieren zu können, und andere finanzielle Belastungen kamen hinzu.

HAKOAH

Die Gründungsidee der HAKOAH war jüdische Sportler zu vereinen und Juden die Möglichkeit zum Sport zu geben sowie Schulung der persönlichen körperlichen Gestaltung und damit Erhöhung des Selbstbewusstseins. Sowohl in der jüdischen, als auch der nicht-jüdischen Öffentlichkeit sollte demonstriert werden, dass Juden in körperlicher Hinsicht Nicht-Juden ebenbürtig sind. Das jüdische Nationalbewußtsein sollte gestärkt werden. In diesem Sinne wurden alle Menschen, ungeachtet ihrer politischen oder religiösen Ausrichtung in den Verein aufgenommen, vorausgesetzt, sie bekannten sich zum Judentum. Nur Trainer durften Nicht-Juden sein. Der Verein war zwar auf Grund der jüdischen Identität in weiten Teilen der Wiener Gesellschaft geächtet, aber dessen Mitglieder konnten im geregelten Wettstreit um allgemeine Anerkennung ringen.

Erfolg der HAKOAH-Fußballer

Dem großen Engagement der Funktionäre des Vereins, gemeinsam mit jenem seiner Sportler, war der Erfolg zu verdanken. Fußball war einer der populärsten Sportarten und bildete die Stammsektion der frühen HAKOAH. 1910 wechselte nahezu die gesamte Mannschaft des Akademischen Sportklubs zur HAKOAH, die in der II.C-Klasse zu spielen begann und sich von Klasse zu Klasse voranspielte - bis zur Meisterschaft in der obersten Spielklasse von 1925. Spieler aus anderen Mannschaften wechselten zur HAKOAH und der Fußballsport gewann nicht zuletzt durch den Erfolg dieser Mannschaft tausende Anhänger.

Juden der ganzen Welt begannen sich mit der Wiener HAKOAH zu identifizieren, was im Besonderen ein Verdienst ihrer ersten Fußballmannschaft war. Nach ihrem Aufstieg in die erste österreichische Liga (1920) wurde die HAKOAH-Elf zu einem Team aufgebaut, das bereits unter professionellen Bedingungen spielte, als es den Profifußball in Österreich offiziell noch gar nicht gab. 1924, als es bereits Profivereine gab, war die HAKOAH stärker als die Profi-Konkurrenz und gewann vor der Wiener Austria den Titel. 1923 besiegte HAKOAH West Ham United (gespielt wurde in England) und wurde damit die erste kontinentaleuropäische Fußballmannschaft, die

gegen einen englischen Verein in England gewinnen konnte. Diese Erfolge waren darauf zurückzuführen, dass die Spieler, im Gegensatz zu anderen Vereinen, bezahlt wurden. Sie bekamen zirka das 3-fache von einem normalen Arbeitergehalt. Es wurden die besten Trainer engagiert und ein moderner Fußball mit „Taktik“ gespielt. Finanziert wurden diese Tätigkeiten zunächst aus den Mitgliedsbeiträgen, mit zunehmendem Erfolg begannen aber wohlhabende Juden offen (öfter heimlich) die HAKOAH finanziell zu unterstützen. Außerhalb der Spielsaison war die Mannschaft auf Tourneen eingeladen. So wurde die HAKOAH Fußballmannschaft nach New York eingeladen und die meisten Spieler blieben in den Vereinigten Staaten, da sie von den Amerikanischen Fußballklubs aufgekauft wurden. Dies sollte das Ende der Fußballgröße HAKOAH sein.



Sicht auf den S.C.HAKOAH Campus; links S.C.HAKOAH Vereinsgebäude, mit der S.C.HAKOAH 3-fach Sporthalle, rechts die ZPC-Schule, im Hintergrund das Maimonides Zentrum

Die vielen Erfolge des HAKOAH-Fußballs führten zu Diskussionen unter zahlreichen jüdischen Intellektuellen und Schriftstellern - zuerst in den Kaffeehäusern Wiens und bald weit darüber hinaus. Die HAKOAH hatte ihr eigenes Klublokal im 1. Bezirk Wiens (wohin die Vereinsmitglieder flüchten konnten, sobald die Nazi-Unruhen begannen). Auch Franz Kafka war ein bekennender HAKOAH-Fan, wie aus dessen Korrespondenz anschaulich hervorgeht. Ein besonders eindrucksvolles Denkmal aber setzte den HAKOAH-Fußballern Friedrich Torberg mit seinem 1959 verfassten Essay „Warum ich stolz darauf bin“. Als Torberg („Süßkind von Trimberg“, „Der Schüler Gerber hat absolviert“, „Mein ist die Rache“) schriftstellerisch reüssierte, lag bereits eine außerordentlich erfolgreiche Karriere als Wasserballspieler hinter ihm, die bei der Wiener HAKOAH begann und ihn 1928 zum tschechoslowakischen Meistertitel mit Hagibor Prag führte. Die eigentliche Liebe Torbergs jedoch war der Fußball. Und besser gesagt: Der HAKOAH-Fußball.

HAKOAHsportler – die besten Österreichs und der gesamten Welt

Die anderen Sektionen standen zwar im Schatten der Fußballer im Wettstreit um die öffentliche Aufmerksamkeit, waren aber nicht weniger erfolgreich: Sportler aller Sektionen wurden österreichische Meister und gewannen internationale Turniere.

Als der HAKOAH-Fußball nach seinem Gastspiel in Amerika stark geschwächt war, wurde Schwimmen

„Die“ uns den Terrorismus erklären - Notwendigkeit, Möglichkeiten und Grenzen von Experten im Bereich des internationalen Terrorismus

 Thomas PANKRATZ

Einleitung

Technische- und Naturkatastrophen sowie terroristische Anschläge haben gemeinsam, dass sie sich in den wenigsten Fällen ankündigen; sie brechen vielmehr überraschend herein. Gerade durch diese Unberechenbarkeit wird in der Folge rasch der Ruf nach Erklärungen laut. Hier stehen Experten im Mittelpunkt, denn diese sollen die Fragen des „Warum?“, des „Wie?“, des „Wer?“ und auch des „Wann wieder?“ udgl. analysieren und präsentieren. Und dies in möglichst einfacher und verständlicher Form. Es stellt sich nun die Frage nach der sozialen Konstruktion der Experten an sich, welcher im Folgenden am Beispiel Terrorismus nachgegangen wird.

Das Phänomen des internationalen Terrorismus

Es gibt nicht *den* Terrorismus. Der Terrorismus ist immer ein Zeichen seiner Zeit sowie der Gesellschaft, in der er sich bewegt.

Der Terrorismus, wie er bis Ende der 90er Jahre auftrat, war in seiner Zielsetzung ideologisch einigermaßen klar definiert und daher leichter berechenbar. Die handelnden Personen waren bekannt und wurden auch gezielt strafrechtlich verfolgt. Das Umfeld und die Ziele diverser Terrorgruppen (z.B. RAF, Rote Brigaden, IRA) waren aufgrund der Ideologie abgrenzbar und zumeist im eigenen Land angesiedelt. Terrorismus und dessen Abwehr wurden grundsätzlich als „eigenes“, internes Problem der jeweiligen Staaten gesehen. Der nationalstaatliche Einsatz von Mitteln und Institutionen vermochte die Sicherheitsbedürfnisse in ihrer klassischen Dimensionierung „innere Sicherheit“ und „äußere Sicherheit“ bis zu einem gewissen Grade abzudecken; dies traf somit auch für den damaligen Terrorismus zu. Der 11. September 2001 hat diese Konstellation ins Wanken gebracht und kann als initialer Katalysator für ein Umdenken gesehen werden. Wir stehen heute einer Ausprägung des internationalen Terrorismus gegenüber, dessen Komplexität und grenzenloses Erscheinungsbild eine entsprechende Anpassung, insbesondere eine verstärkte Vernetzung sowohl der nationalen als auch der europäischen Sicherheitsstrukturen erfordert.²

Herfried Münkler hat den internationalen Terrorismus als „*die offensive Form der strategischen Asymmetrisierung von Gewaltanwendung*“ bezeichnet.³ Der internationale Terrorismus zeichnet sich sowohl durch ein geändertes Täter- als auch Tatprofil aus.

Die Anwendung von Gewalt konzentriert sich nicht mehr auf einzelne Personen oder Vertreter bestimmter Schichten, folgt also nicht mehr einer begrenzten Rationalität, sondern ist unbegrenzt und umfassend („*nihilistische Gewaltanwendung*“) und richtet sich vor allem gegen zivile Ziele („*soft targets*“). Eine besondere Gefahr geht von der Möglichkeit aus, dass terroristische Gruppierungen in den Besitz von Massenvernichtungswaffen kommen könnten. Über die Zielsetzungen ist nicht verhandelbar. Die neue internationale Form des Terrorismus ist weiters dadurch gekennzeichnet, dass sie grenzüberschreitend und ohne sichtbare Organisationsformen in kaum fassbaren flachen Netzwerken agiert. Letztlich verschwimmen die Grenzen zwischen innerer und äußerer Sicherheit. Terrorismus ist somit nicht mehr nur ein Problem der inneren Sicherheit, sondern eine transnationale bzw. internationale sicherheitspolitische Herausforderung strategischer Bedeutung. Grundsätzlich ist die Terrorismusbekämpfung zu einer zentralen, alle Politikbereiche umfassenden Aufgabe geworden, die sich nicht mehr nur auf den engen, klassischen Bereich der Sicherheits- und Verteidigungspolitik mit den Instrumenten der inneren und äußeren Sicherheit (das heißt Exekutive und Streitkräfte) beschränkt, sondern alle dem Staat zur Verfügung stehenden Mittel und Instrumente umfasst. Vom theoretischen Aspekt her betrachtet, kann somit argumentiert werden, dass der Begriff der „Umfassenden Sicherheit“ („*Comprehensive Security*“) in der Terrorismusbekämpfung seine inhaltliche Ausfüllung erfahren hat. Ein Grundgedanke von „*Comprehensive Security*“ angesichts der strategischen Lage, wie sie sich zurzeit zeigt, ist, dass den neuen sicherheitspolitischen Herausforderungen, insbesondere dem internationalen Terrorismus, nicht mehr nur im nationalstaatlichen Rahmen beizukommen ist, sondern nur mehr in Kooperation mit anderen Akteuren, seien es nun andere Nationalstaaten oder Institutionen wie die Europäische Union.

Allgemeines zum Expertentum

Um komplexe und interdependente Sachverhalte zu analysieren, und diese sowohl der Politik als auch der Öffentlichkeit in verständlicher Weise darzustellen, bedarf jede Gesellschaft Experten und Spezialisten für bestimmte Bereiche. Experten sollen aber auch Wissen generieren⁴, um Entscheidungsträgern Optionen für deren Entscheidung geben zu können.⁵ Grundsätzlich wird als Experte eine Person, die über

aufnahme herzustellen. Hieraus ergibt sich, dass sowohl Fachbeamte wie auch Journalisten und im Speziellen Wissenschaftler auf schwer überprüfbare Sekundärquellen angewiesen sind. Oftmals sind solche Quellen nicht zitierfähig und widersprechen einander. Kurzum: Alle an der Analyse des Terrorismus Beteiligten sind sehr an Hypothesen und Plausibilitäten gebunden. Der ehemalige US-amerikanische Verteidigungsminister Rumsfeld hat in diesem Zusammenhang von „*the unknown unknown*“ und dem „*known unknown*“ gesprochen⁷;

Die Nachfrage sowohl von Politik als auch der Öffentlichkeit nach einer Erklärung des Terrorismus bzw. nach Gegenmaßnahmen ist verständlich. Menschen suchen nach Orientierung und Ordnung und nach Erklärungen. Diese Nachfrage steht in einem eklatanten Missverhältnis zudem was die sozialwissenschaftliche Forschung wie auch andere Quellen zu bieten haben. Dennoch gibt es verschiedene Barrieren für Experten, die sowohl die Informationsbeschaffung, die Analyse als auch die Distribution dieses Wissens betreffen;

Die Erkenntnisse sind limitiert und in der Politik werden primär Sicherheitsbedürfnisse bzw. eine Verschärfung bestehender Gegenmaßnahmen diskutiert. Oftmals werden auch von Politik und Öffentlichkeit falsche Erwartungen vorgebracht: Experten können keine exakten Zukunftsprognosen erstellen, sondern bestenfalls erklären, wie, warum und von wem ein Anschlag vollzogen werden könnte. Sie können mögliche Optionen entwickeln und diesen eine bestimmte Wahrscheinlichkeit zuordnen, sie können aber kaum voraussehen, wann, wie, und von wem wo ein weiterer Anschlag stattfinden könnte. Bestenfalls können sie Einschätzungen und Bedrohungsanalysen abgeben, die von der Politik umgesetzt werden müssen. Ob dies in weiterer Folge auch geschieht, liegt im alleinigen Verantwortungsbereich der Politik bzw. anderer entsprechender Entscheidungsträger;

Eine weitere Barriere ist der Zugang der Entscheidungsträger zu den generierten Erkenntnissen, dies bedeutet, ob diese von Wirtschaft oder Militär angenommen werden oder nicht. Oftmals ist die Tendenz zu beobachten, dass Entscheidungsträger nicht willens sind, das generierte Wissen aufzunehmen. Dies mag auf die Persönlichkeitsstruktur des Entscheidungsträgers zurückzuführen sein, oder weil diese Erkenntnisse nicht ins politische, militärische oder wirtschaftliche Konzept passen. Zum Teil mag dies auch daran liegen, dass die Erkenntnisse, vor allem wenn sie aus der Wissenschaft stammen, in einer Sprache verfasst sind, die dem Entscheidungsträger fremd ist.

Ein weiteres Problemfeld ergibt sich aus den Phänomenen des so genannten „Erlebnishorizontes“ bzw. „Erkenntnisinteresses“. Dies trifft sowohl Journalisten als auch Wissenschaftler, die durch die intensive Auseinandersetzung mit der Thematik des öfteren unter einer Blickverengung leiden, das heißt, dass Phänomene, die nicht in das eigene Konzept passen, nicht wahrgenommen werden.

Letztlich ergibt sich eine Barriere auch durch den besonderen Untersuchungsgegenstand, dass Primärquellen eher selten sind und die Experten fehlende Lücken mit ihrer Erfahrung schliessen müssen. Dass sie sich hierbei irren können, muss nicht extra erwähnt werden.

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Finden außergewöhnlichen Ereignisse, seien es Natur- oder technische Katastrophen oder terroristische Anschläge statt, wird der Ruf nach „Experten“ rasch laut. Sie sollen die Situation beurteilen und medial wirksam, vor allem aber vereinfacht darstellen. Zur gleichen Zeit sollen sie auch den Entscheidungsträgern Optionen für ihre Entscheidungen bieten. Experten sind sowohl für Politik und Öffentlichkeit von essentieller Bedeutung, da komplexe Sachverhalte wie eben der internationale Terrorismus zumeist den fachlichen Zugang der Nichtexperten rasch übersteigen und diese auf die Expertise von Experten angewiesen sind. Experten unterliegen aber selbst externen und internen Grenzen, die kaum thematisiert werden, eine dieser Grenzen ist die Vermengung von Einschätzung und objektiver Erkenntnis. Oftmals tragen Experten, insbesondere jene mit größerer Medienwirksamkeit, dazu bei, Situationen „anzuheizen“, denn sie zu beruhigen. Um dies zu verhindern, ist eine kontinuierliche Beschäftigung mit der Thematik „Terrorismus“ notwendig und auch eine kontinuierliche, nicht in Panik versetzende Information der Bevölkerung. Dennoch gilt es auch die Möglichkeiten und Grenzen von Experten zu erkennen und mitzudenken. Experten sind Spezialisten ihres Faches aber keine Hellseher.

1 Der vorliegende Beitrag ist im Wesentlichen eine gekürzte und adaptierte Fassung von Ulrich Schneckener (1995), Die soziale Konstruktion des „Terrorexperten“, Berlin

2 Dies bedeutet jedoch nicht, dass klassische Formen des Terrorismus nicht mehr in Erscheinung treten.

3 Herfried Münkler, Die neuen Kriege, Reinbeck 2002, S. 54.

4 Unter Wissen kann verstanden werden: „Die systematische Identifizierung von Wissensressourcen, deren Austausch und Verknüpfung zur Generierung neuen Wissens, die Veränderung von Handlungsroutinen entsprechend neu gewonnener Einsichten und Erkenntnisse und die Messung solcher Prozesse, all dies sind potentielle Aufgaben eines Wissensmanagers“ (Pawlowsky Hg), (2000), Wissensmanagement. Erfahrungen und Perspektiven, Wiesbaden; S.15). Die Generation von Wissen erfolgt hierbei in einem mehrstufigen Verfahren, indem Zeichen in syntaktischer Weise zu Daten und weiters durch semantische Analyse in Information gewandelt werden Die Interpretation bzw. Verknüpfung dieser Informationen erfolgt durch Interpretation von Spezialisten. Wissen ist die Grundlage für Optionen. Dieser Ablauf wird auch als so genannte Wissenstreppe bezeichnet.

5 Die Politikberatung kann sich hierbei zwischen zwei Extrempolen bewegen: Zum einen als tatsächliche Entscheidungshilfe für noch nicht getroffene Entscheidungen, zum anderen als Legitimationsbasis für bereits anlaufende bzw. bereits getroffene Entscheidungen.

6 Dies trifft auch für die Organisierte Kriminalität zu.


7 Ulrich Schneckener (1995), Die soziale Konstruktion des „Terrorexperten“, Berlin; S. 8 ■

einer Vielzahl von Beispielen. Dass ausgerechnet zwei österreichische EU-Abgeordnete mit ihrem Besuch beim Hamas-Ministerpräsidenten in Ramallah den Bann brechen werden, hat Henryk Broder bei der Abfassung des Textes noch nicht geahnt.

Manchmal überzieht Broder mit seiner Lust an Pointen; wenn er etwa schreibt, der Unterschied zwischen Islam und Islamismus sei so wie der zwischen Alkohol und Alkoholismus. Nun ist die islamische Kultur eine absolut alkoholabstinente und daher erhebt sich die Frage, ob dieser Vergleich notwendig ist und ob nicht damit jenen, die Broder Islamophobie unterstellen wollen, leichtfertig ein Angriffspunkt gegeben wird.

Aber alles in allem hat „Hurra, wir kapitulieren!“ seine Funktion erfüllt. Das Buch ist zum Wachrütteln gedacht und die Aufmerksamkeit und beachtliche Verbreitung, die es gefunden hat, werden künftige Sichtweisen seiner Leserinnen und Leser nicht unberührt lassen.

Heimo Gruber



Kontrolle der Geheimdienste

Wolbert K. Smidt, Ulrike Poppe, Wolfgang Krieger, Helmut Müller-Enbergs (Hg.): Geheimhaltung und Transparenz. Demokratische Kontrolle der Geheimdienste im internationalen Vergleich, Berlin: Lit-Verlag 2007, 365 Seiten, Euro 29,90, ISBN: 3-8258-8983-1

Vor allem im Rahmen der Bekämpfung des internationalen Terrorismus und der Eindämmung der Proliferation von Massenvernichtungswaffen wurden und werden Nachrichten- und Geheimdienste mit immer mehr Aufgaben und auch Befugnissen ausgestattet. Mit den Befugnissen steigt unweigerlich auch die Möglichkeit, legitimiert wie auch unlegitimiert in die Grund- und Freiheitsrechte der Bürger, deren Schutz ihre Hauptaufgabe ist, einzugreifen. Um es auf den Punkt zu bringen: Es steigt nicht nur die Bedeutung der Dienste, sondern es kommt auch zu einem Machtzuwachs. Dieser Machtzuwachs ist, auch unter dem Axiom der Notwendigkeit von Nachrichtendiensten, insbesondere hinsichtlich des an sich problematischen Verhältnisses von Transparenz der offenen und demokratischen Gesellschaft auf der einen und der zum Teil klandestinen Arbeitsweise der Dienste auf der anderen Seite, mehr als kritisch zu hinterfragen.

Mit dem Zuwachs an Befugnissen und Macht, steigt zudem auch die Möglichkeit und die Wahrscheinlichkeit des Fehlverhaltens bzw. Missbrauchs der Dienste. Umso wichtiger und zwingender ist daher auch die demokratische Kontrolle der Dienste. Die Kontrolle von Nachrichtendiensten in demokratischen Rechtsstaaten bewegt sich vor allem auf fünf Ebenen: Der Eigenkontrolle der Dienste, der Kontrolle durch die Exekutive, der justiziellen Kontrolle, der Kontrolle durch das Parlament sowie der Kontrolle durch die Zivilgesellschaft, hier insbesondere der Medien.

Eingeleitet von Wolfgang Krieger, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Marburg, zum Thema der historischen Entwicklung der Kontrolle von Geheimdiensten, werden im vorliegenden Sammelband, im übrigen erster Band der Reihe *Geheimdienste und Demokratie* des 2003 gegründeten „Gesprächskreis Nachrichtendienste in Deutschland e.V.“ (GKND), die verschiedenen Kontroll-

systeme in zehn Staaten mit Schwerpunkt Deutschland (neben Großbritannien, Niederlande, Spanien, Russland, Ukraine, Tschechische Republik, Rumänien, USA, Israel) dargestellt. Es folgen ein Beitrag zur Kontrolle durch die Medien als Teil der Zivilgesellschaft sowie Analysen zum Vergleich von Systemen parlamentarischer Kontrolle, des spezifischen Wissens von Nachrichtendiensten („Das Wissen über den Feind“) sowie zu Kontrollsystemen von Auslandsnachrichtendiensten in ausgewählten Staaten. Die Herausgeber haben sich das Ziel gesetzt, nicht nur eine komparative Darstellung der verschiedenen Kontrollsysteme zu präsentieren, sondern auch die Frage zu erörtern, in wie weit diese verschiedenen Systeme geeignet sind, trotz des besonderen Charakters der Dienste Transparenz und Vertrauen zu fördern. Einleitend wird betont, dass keine endgültige Antwort gefunden werden konnte und der Band als Zwischenbilanz zu sehen ist. Es ist dies weder die Schuld der Herausgeber noch der Autoren, sondern liegt in der Natur der Nachrichtendienste. Den Herausgebern ist zu danken, sich dieses heiklen und notwendigen Themas angenommen haben und die Diskussion über Notwendigkeit von Geheimdiensten an sich und im besonderen der Möglichkeiten und Grenzen der Kontrolle der Dienste über den akademischen Kreis hinaus in die Zivilgesellschaft getragen zu haben. Es ist eine Diskussion, die von viel Unwissen, Misstrauen gegenüber und Furcht vor den Diensten gekennzeichnet ist. Der vorliegende Band gibt einen sehr guten Einblick in das schwierige Spannungsverhältnis von Geheimhaltung und Transparenz, nicht zuletzt deswegen, da zu den Autoren nicht nur Akademiker, Journalisten und Politiker sondern auch Praktiker aus dem nachrichtendienstlichen Milieu gehören.

Kurzum: Ein Buch, welches nicht geheim bleiben darf.

Thomas Pankratz



Guerillakrieg

Ernst F. König, Dietmar Schlössler, Albert A. Stahel (Hg.): Widerstand der Besiegten – Guerillakrieg oder Knechtschaft. Von der Antike bis zu Al-Kaida, Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich 2006, 212 Seiten; einige sw-Abbildungen; Euro 28,50, ISBN: 3-7281-3045-1

Als Guerillakrieg sind militärische oder paramilitärische Operationen in einem vom Feind besetztem Gebiet oder auf feindlichem Territorium, welche von irregulären Kräften durchgeführt werden, zu verstehen. Auch wenn es auf dem ersten Blick und hinsichtlich der Lage im Irak, in Afghanistan oder ins letzte Jahrhundert blickend (z.B. der Partisanenkrieg im von Deutschland besetzten Jugoslawien, Vietnam) den Anschein hat, dass diese Form der Kriegführung neu ist, lässt das vorliegende Buch durch den Untertitel „Von der Antike bis zu Al-Kaida“ gleich zu Beginn vermuten, dass dies nicht der Realität entspricht.

Das von Albert A. Stahel, Professor an der Universität Zürich, in der Reihe Strategie und Konfliktforschung gemeinsam mit Ernst F. König und Dietmar Schlössler herausgegebene Buch „Widerstand der Besiegten – Guerillakrieg oder Knechtschaft“ analysiert verschiedene Konzeptionen und Strategien dieser Art der asymmetrischen Kriegführung. Gleich im ersten Abschnitt wird durch einen historischen Rückblick, beginnend bei Flavius Josephus’

Mihail Sebastian (1907-1945), geboren als Josef M. Hechter in der südrumänischen, multiethnischen Hafenstadt Brăila (dt./jidd. Brajla), lebte in Bukarest und verfasste mehrere Romane, Novellen, Theaterstücke und Reiseberichte. Er war auch als Kulturjournalist tätig und ein feinsinniger Essayist und Literaturkritiker. Die Protokollierung alltäglicher Ereignisse am Rande des Krieges und Weltgeschehens und seiner persönlichen Gedanken und Gefühle ließ gleichzeitig ein Werk entstehen, von dem Arthur Miller später sagte: „Dieses Buch lebt, es zeugt von einer Seele voller Menschlichkeit, aber auch von der wachsenden Brutalität des letzten Jahrhunderts.“

Erst nach der Wende, die dem Sturz der kommunistischen Diktatur 1990 folgte, konnte Sebastians Tagebuch, 1996, unter dem Originaltitel „Jurnal, 1935-1944“ im neugegründeten Bukarester Humanitas Verlag erscheinen. Die nun vorliegende deutsche Ausgabe zum 100. Geburtstag des Schriftstellers wurde vom bekannten, in Oxford lebenden Literaturwissenschaftler Edward Kanterian herausgegeben. Er zeichnet auch – zusammen mit Roland Erb, unter Mitarbeit von Larisa Schippel – für die Übersetzung aus dem Rumänischen.

Den Tagebuchaufzeichnungen, die insgesamt 776 Seiten umfassen, ist ein ausführliches, einleitendes Vorwort vorangestellt. Eine Karte Rumäniens, 1941/42, veranschaulicht einige wichtige Gebietsveränderungen jener Zeit – die Abtretung Nordsiebenbürgens an Ungarn, 1940, die Rückeroberung Bessarabiens, der Nordbukowina mit der Region Harta, 1940, sowie die Okkupation Transnistriens durch die rumänischen Truppen, 1941. Die 641 Anmerkungen im Anhang, eine informative Zeittafel zur Geschichte der rumänischen Fürstentümer und des späteren Rumäniens (vom 14. Jh. bis 1947) sowie ein umfangreiches Personenregister (zum Teil mit Hinweisen auf biographische Angaben) machen die Ausgabe zu einem Standardwerk der europäischen Literaturgeschichte.

Claus Stephani

Reconsidered

Mark H. Gelber (ed.): Stefan Zweig Reconsidered
New Perspectives on his Literary and Biographical Writings

Tübingen: Niemeyer Verlag 2007
225 Seiten, Euro 62,-
ISBN 978-3-484-65162-3

Der vorliegende, auf einer internationalen israelischen Konferenz zu Stefan Zweig basierende Sammelband enthält 14 Beiträge mit neuen Interpretationen seines Werkes. Sieben Beiträge sind in englischer, sechs in deutscher und einer in französischer Sprache verfasst. Neben literaturwissenschaftlichen Interpretationen - unter denen Hanni Mittelmans Analyse des Themas der Assimilation in Zweigs Novellen hervorzuheben ist - enthält der Band unter anderem Beiträge über Zweigs ambivalente Haltung zur Politik (von Gert Kerschbaumer) und über seine Beziehung zum Christentum (von Michel Reffet). Mark H. Gelber von der Ben Gurion Universität in Beer Sheva analysiert Zweigs Nachrufe auf die österreichischen Autoren Karl Emil Franzos, Jakob Julius David, Theodor Herzl, Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke, und revidiert damit das in der bisherigen Literatur vorherrschende, besonders von Harry Zohn vertretene Bild von Zweigs Todessehnsucht.

Vivian Liska von der Universität Antwerpen untersucht die Gründe für Zweigs Unbeliebtheit, ja Verhasstheit unter seinen Kollegen: „Zweig was called ‚mediocre‘ by Musil and Hofmannsthal, ‚inferior‘ by Thomas Mann and ‚second rate‘ by Klaus Mann and Hesse,“ wozu noch die zahlreichen, von Liska analysierten verächtlichmachenden Äußerungen von Karl Kraus kamen. Zweig wurde immer wieder „selfishness, cowardice, and lack of solidarity“ vorgeworfen, worauf Liska mit den Argumenten entgegnet: „In explaining his reluctance to take political action Zweig consistently invoked values deriving from his liberal humanist creed: freedom, dignity, and a universalist ethos that prevented him from joining warring parties or taking sides for what he perceived to be particularist cause. Even where he argues against the participation of Jews in the public world for their own benefit, his reasons were linked to humanist universals.“

Evelyn Adunka

Jiddische Bücher aus Berlin

Maria Kühn-Ludewig: Jiddische Bücher aus Berlin (1918-1936). Titel, Personen, Verlage.
Nümbrecht: Kirsch-Verlag 2006.
228 S., Euro 23,50.-
ISBN 978-3-933586-45-2

Die Bibliothekarin Maria Kühn-Ludewig beschäftigt sich seit Jahren mit Themen jüdischer Buch- und Verlagsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Nun hat sie als Ergebnis umfangreicher Recherchen ein 361 Einheiten umfassendes Titelverzeichnis des jiddischen Buchdrucks im Berlin der Weimarer Republik vorgelegt. Etwa 250 dieser Bücher sind nachweislich erschienen, andere sind nur aus Verlagsankündigungen bekannt. Damit hat Kühn-Ludewig ein wichtiges Grundlagenwerk geschaffen, das es erlaubt, die Rolle, die Berlin in der Entwicklung der modernen jiddischen Kultur spielte, besser als bisher zu beurteilen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Berlin für eine kurze Zeit ein wichtiges Zentrum des jiddischen Buchdrucks. Die Gründe dafür waren vielfältig, ökonomische wie politische Faktoren spielten zusammen. Berlin konnte aufgrund seiner Druckkapazitäten den hungrigen Büchermarkt Osteuropas beliefern, wo aufgrund der politischen und ökonomischen Lage während des Krieges und noch Jahre danach der jüdische Buchdruck stark in seiner Entfaltung behindert war.

Vor allem in Polen und den baltischen Staaten entstand nach dem Ersten Weltkrieg ein dichtes Netzwerk jiddischer Schulen, Kulturorganisationen und Forschungseinrichtungen. Aber auch die Sowjetunion ließ im Rahmen ihrer Nationalitätenpolitik im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens zahlreiche jiddischsprachige Institutionen entstehen. In Osteuropa schien die Verwirklichung einer jüdischen „Kulturautonomie“ auf dem besten Weg zu sein. Alles das schuf eine starke Nachfrage nach Büchern.

In Berlin versammelten sich während des ersten Weltkrieges und auch in den Jahren danach zahlreiche jiddischsprachige Emigranten. Darunter waren prominente Schriftsteller, wie etwa David Bergelson und „Der Nister“, Journalisten, Künstler sowie Mitarbeiter von verschiedenen jüdischen Parteien und Hilfsorganisationen für Emigranten. In diesem Umfeld wurden Kontakte zu bestehenden Verlagen geknüpft und neue gegründet. Das Buch „Jiddische Bücher aus Berlin“ ist für ein Fach-

Mein Leben geht weiter

Mascha Kaléko: Mein Leben geht weiter.
Hundert Gedichte
Ausgewählt und herausgegeben von Gisela Zoch-Westphal
München: dtv 2007
160 Seiten, Euro 6,20
ISBN 978-3-423-13563-4

Aus Anlass des hundertsten Geburtstags der Dichterin wurden von ihrer sehr engagierten Nachlassverwalterin Gisela Zoch-Westphal hundert Gedichte ausgewählt. In sieben Kapiteln sollen sie die wichtigsten Etappen und Themen im Leben von Mascha Kaléko widerspiegeln. Ob diese Auswahl aber so wie angegeben wirklich repräsentativ ist, sei dahingestellt. Leider fehlen auch bis auf eine Ausnahme Angaben zur Entstehungszeit.

Die Gedichte von Mascha Kaléko werden als Gebrauchsliteratur bezeichnet, ein Begriff, der in den Zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entstand. Als Hauptvertreter dieses Stils gelten Erich Kästner, Kurt Tucholsky und Joachim Ringelnatz. Obwohl die frühen Gedichte von Mascha Kaléko das Lebensgefühl der Berliner Goldenen Jahre widerspiegeln, haben sie sich doch in ihrer Mischung von Wehmut und Ironie schließlich als zeitlos erwiesen.

Nach der Emigration werden ihre Gedichte melancholischer und in dem letzten Jahr ihres Lebens nach den erlittenen Schicksalsschlägen erzählen sie von ihrer Einsamkeit, sind traurig und manchmal auch bitter. Aus ihrem Nachlass stammen die folgenden Zeilen

*Mein schönstes Gedicht?
Ich schrieb es nicht.
Aus tiefsten Tiefen stieg es.
Ich schwieg es.*

Evelyn Ebrahim Nahooray

An Ancient Lineage

Edward Gelles: An Ancient Lineage
European Roots of a Jewish Family
Gelles - Griffel - Wahl - Chajes - Safier - Loew - Taube
London, Portland,
London: Vallentine Mitchell
361 Seiten, Euro 59,63
ISBN 0-85303-680-2

Edward Gelles kommt aus einer bemerkenswerten Wiener jüdischen Familie und er hat in seinem Buch „An Ancient Lineage“ ihren genealogischen und historischen Hintergrund genau recherchiert und eloquent beschrieben. Der Autor wurde in Wien als Sohn des Rechtsanwalts David Gelles und seiner Frau Regina geboren und kam 1938 mit seinen Eltern im Alter von elf Jahren nach England. Sein Vater war der Sohn von Nahum Uri Gelles, der 1934 in Wien starb und über fünf Jahrzehnte Bezirksrabbiner von Solotwina in der Nähe von Stanislaw war. Er studierte an der Jeshiva von Munkacz und an den Universitäten von Czernowitz und Wien. Nach 1945 kehrte er nach Wien zurück, wo er als Präsident des Herzl Klubs und der Zionistischen Föderation sowie als Vizepräsident

der Israelitischen Kultusgemeinde einer der aktivsten zionistischen Funktionäre war. Sein Bruder Max Gelles war ebenfalls Rechtsanwalt in Wien, er schrieb einen bis heute vielbenutzten „Kommentar zum GmbH Gesetz“, war ein bekannter Amateur-Schachmeister und lebte nach seiner Vertreibung 1938 bis zu seinem Tod 1973 in Tel Aviv. Edward Gelles blieb in England, studierte Naturwissenschaften am Balliol College in Oxford und befasste sich intensiv mit Kunstgeschichte, Antiquitäten und europäischer Geschichte.

Er wuchs in einem bereits assimilierten Milieu auf und konnte sich nur auf wenige persönliche Erinnerungen und Überlieferungen stützen. Während der Entstehungszeit des Buches hatte er das Gefühl: „I consider that I am fulfilling a religious duty.“

Die Familie Gelles repräsentiert „a microcosm of the millennial Jewish presence in Europe“.

Der Cousin seiner Mutter, Jacob Griffel, war 1943/44 ein Mitglied des vom American Jewish Joint Distribution Committee organisierten Rettungskomitees, dem unter anderen Joseph Klarman, Haim Barlas, Ehud Avriel und Teddy Kollek angehörten. Seine großen Verdienste in dieser Funktion werden in zahlreichen historischen Darstellungen beschrieben.

Einige der wichtigsten Kapitel handeln von der Familie Chajes in Galizien und in Italien, mit ihrem prominentesten Mitglied, dem Wiener Oberrabbiner Zwi Perez Chajes.

Unter den weiteren wichtigen jüdischen Familien, die im Buch vorkommen, seien genannt: Babad, Friedman (aus Czortkow), Horowitz, Landau, Lauterbach, Meisels, Popper (aus Böhmen) und Rapaport.

Gelles Buch wird ergänzt durch zwei Vorworte von Rabbiner Meir Wunder (Jerusalem) und Professor Gershon David Hundert (Montreal) und enthält zahlreiche Dokumente, Photographien, Stammbäume, Chronologien, Indexe und Biobiographien. Es bietet ein überaus reichhaltiges Mosaik, einen Schatz von Hinweisen und Informationen, die für jeden Historiker und an jüdischer Familiengeschichte interessierten Laien von Interesse sind. Obwohl es in einem großen britischen Verlag erschienen ist, ist es für ausländische Leser günstiger, es direkt beim Autor (edward.gelles@btopenworld.com) zu bestellen.

Evelyn Adunka



**DAS ÖSTERREICHISCHE
SCHWARZE KREUZ
KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE**

**wünscht allen Lesern des DAVID
eine erholsame Urlaubszeit.**

Für das Präsidium:

RA Dr. Heinrich SCHÖLL

Präsident

Dr. Heinz DERFLER

Vizepräsident

W. Hofrat Mag. Josef SCHANTL

Generalsekretär

W. HOFRAT i.R. Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH

Präsidiumsmitglied

WIENER ZEITUNG

Gut zu wissen.

Testen Sie jetzt die „Wiener Zeitung“ 4 Wochen kostenlos ohne weitere Verpflichtungen.

WIENER ZEITUNG
ÖSTERREICHISCHE TAGESZEITUNG SEIT 1793
Donnerstag, 12. Mai 2007, 96,90 €

SPORT
24 WIENER ZEITUNG
Fußball: Der Lask kann mit einem Sieg in Leoben den Aufstieg in die T-Mobile-Liga fixieren

WIRTSCHAFT
12. Mai 2007
Wirtschaft will die Mitarbeiter-Gewinnbeteiligung
Österreichische Post: Die Einkaufssteuer geht munter weiter
Magna halten

NEWS ON AUSTRIA
22 WIENER ZEITUNG
Fischer calls for decision on Kosovo
Pasching II
IHf: "No" to Belarus' on UN Human Rights Council

MEINUNG
17. April 2007
Putin am Zug
Zur Integration von Muslimen

ANALYSE
12. Mai 2007
Tempolimits auf Autobahnen und Freilandstraßen

WISSEN
Die Studie: Schüler zeigen oft Angst und Müdigkeit

KULTUR
12. Mai 2007
Herbert Grönemeyer kommt nach Wien und Graz
"Wildplakierer" veranstalten das Stadtbild und sorgen für einen Kampf gegen die Plakatiere

CHRONIK
12. Mai 2007
Fußball: Rapid's 29-Millionen Deal bircht unüberwindlich

Pointierte und mutige Kommentare

Eine Seite voller informativer Analysen

Mehr Rezensionen als alle anderen

Die Hand am Puls der Hauptstadt

Präzise, informativ und verständlich

Neues zu Wissen, Bildung, Gesundheit

E-Mail-Bestellung: testleser@wienerzeitung.at
oder telefonisch: 0810 0810 99
www.wienerzeitung.at

smart = it
computerservice

Tel: 01/9907603

smart:it OG
Ungargasse 30
1030 Wien

ORF 2



Du bist immer dort, wo deine Gedanken sind.
Achte darauf, dass deine Gedanken dort sind, wo du sie haben möchtest.

Rabbi Nachmann von Breslow

RELIGION IM ORF

Glaube, Religion oder Weltanschauung – Religion im ORF bringt Ihnen die verschiedensten Aspekte und Perspektiven religiöser Entwicklungen in aller Welt näher. Umfassend recherchiert, interessant aufbereitet und mit vielen Hintergrundinfos. Als Dokumentation, Film oder aktuelle Diskussion. Unter anderem mit den Sendungen „FeierAbend“, „kreuz&quer“, „Orientierung“, „Religionen der Welt“ und „Was ich glaube“.

RELIGION.ORF.AT

Flucht aus Österreich

Angelika Hagen und Joanna Nittenberg (Hg.): Flucht in die Freiheit. Österreichische Juden in Palästina und Israel. Wien: Edition Illustrierte Neue Welt (INW) 2006. Geb. Ausgabe, 647 Seiten, 49 Abbildungen, Euro 35,- ISBN: 3-9500356-4-8

Über Jahrhunderte zwang antisemitische Verfolgung Jüdinnen und Juden in vielen Gegenden Europas zur Flucht traditionell antisemitisch war auch der katholisch-konservative „christliche Ständestaat“. Österreich stilisierte sich damals als das bessere Deutschland und wenn Menschen jüdischer Herkunft auch nicht regierungsoffiziell verfolgt wurden, so wurden sie dennoch benachteiligt wie alle Nicht-KatholikInnen, erklärt Anton Pelinka in der Darstellung der Auswanderung österreichischer Jüdinnen und Juden nach Palästina vor 1938. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass der „Freiheitsbund“, der „Wehrverband“ der Christlichen Gewerkschaft, etwa zwecks „Weiterführung ihres Kampfes gegen das Judentum“ vom deutschen Gesandten Franz von Papen finanziert wurde. Zionistische Organisationen reagierten auf den punktuell hervorbrechenden Antisemitismus mit dem Aufruf zur Auswanderung nach Palästina, während SozialdemokratInnen und KommunistInnen die Sowjetunion, Spanien oder Westeuropa als Exil bevorzugten. Dennoch war unter den österreichischen AuswandererInnen in Palästina eine gewisse Sympathie für die „Österreich-Ideologie“ des Ständestaates zu beobachten, die Pelinka darauf zurückführt, dass die Betonung der kulturellen Differenz zwischen Österreich und Deutschland – konträr zu den historischen Gegebenheiten und den Erfahrungen in Österreich im Jahr 1938 – eine verstärkte Abwehrhaltung gegen Hitler-Deutschland ermöglichte.

Die Erfahrung der Verfolgung und Vertreibung österreichischer Jüdinnen und Juden, die sich nach Palästina retten konnten, und ihre Erlebnisse im Fluchtland sind die zentralen Themen des 2006 in der Edition INW herausgegebenen Bandes „Flucht in die Freiheit“, der ein von Moshe Hans Jahoda, dem Leiter der Claims Conference in Österreich, initiiertes Forschungsprojekt zusammenfasst. Im ersten Teil des Bandes, der auf die Flucht aus Österreich fokussiert, erläutert Doron Rabinovici im Detail die institutionellen Rahmenbedingungen der Organisation von Flucht und Rettung österreichischer Jüdinnen und Juden, insbesondere die Neuorganisation und Instrumentalisierung der Kultusgemeinde durch Adolf Eichmann, die aus der Wiener IKG einen Prototyp jüdischer Administration unter nationalsozialistischer Herrschaft und ein Vorlaufmodell für die späteren „Judenräte“ machte. Im Beitrag über die Besonderheiten der Migration österreichischer Jüdinnen und Juden nach Palästina von 1934 bis 1948 stellt Brigitte Halbmayr fest, dass für die deutschen und die in der Regel mittellosen österreichischen Jüdinnen und Juden, die während der Fünften Alijah, der so genannten Deutschen Alijah, einwanderten, Palästina meist ein beliebigeres, wenn nicht sogar aufgezwungenes Fluchtland war, in dem der Großteil der Flüchtlinge materielle und

seelische Not litten. Für alle Alters- oder Berufsgruppen, für Anhänger religiöser Gemeinschaften ebenso wie für politisch Interessierte brachte die Auswanderung nach Palästina, die meist mit einer Traumatisierung einherging, eine Vielzahl von strukturellen Problemen mit sich. Zur Wahrnehmung einer begrenzten wirtschaftlichen und sozialen Aufnahmefähigkeit, da Arbeitsplätze in öffentlichen Institutionen bereits durch frühere Einwanderungswellen besetzt waren, in einem fremden Land, in dem eine nicht geläufige Sprache gesprochen wurde, kamen die Erinnerungen an in den Vernichtungslagern ermordete Angehörige, Heimweh nach dem Land, aus dem man vertrieben wurde, die Erfahrung der Unangemessenheit europäischer Wertvorstellungen, die Deklassierung und innere Vereinsamung. Doch trotz der Startschwierigkeiten war der Beitrag österreichischer Jüdinnen und Juden am Aufbau des neuen Staates Israel bedeutend – Halbmayr verweist auf den Anwalt und Knesset-Abgeordneten Josef Lamm und die engagierte Sozialarbeiterin Anita Müller-Cohen, Leiterin des Hitachduth Olej Austria –, während in Österreich ab Herbst 1945 der Antisemitismus gegenüber jüdischen DPs wieder stärker wurde, RückkehrerInnen die Verabschiedung substanzloser Rückstellungsgesetze miterleben mussten und mit einer Front der Ablehnung zu kämpfen hatten. Nur politische Exilorganisationen drängten auf die Rückkehr österreichischer Jüdinnen und Juden, die von den beiden österreichischen Großparteien jedoch hintertrieben wurde.



Der zweite Teil des Bandes behandelt die jüdische Gemeinde in Palästina, die von der britischen Mandatsregierung abhängig war. Yechiam Weitz analysiert die tragische Ohnmacht und die Anstrengungen des Yishuv zur Rettung des europäischen Judentums. Ari Rath würdigt die vielseitigen Leistungen ehemaliger Österreicher in Israel, darunter Chaim Bar-Lev, Albert Mandler, Ehud Avriel, Asher Ben-Natan, Jitzchak Ben-Ari, David Ephrati, Judith

Hübner, Reuven Dafni, Shalom Eshet und Eliseser Premlinger. Ruhmreiche Taten von Betreibern illegaler Transporte und Leitern der Jugend-Alijah schildert Gabriele Anderl ausführlich in einer Serie von Einzelporträts. Der dritte Teil „Lebenswege“ eröffnet anhand von Gesprächen mit Betroffenen berührende Einblicke in die persönlichen Erlebnisse von Vertreibung, Flucht und Neubeginn prominenter Persönlichkeiten wie Teddy Kollek, Moshe Hans Jahoda, Gideon Eckhaus, Lucian O. Meysels, Moshe Meisels, Gershon Shaked und vieler anderer. In den von den Herausgeberinnen Angelika Hagen und Joanna Nittenberg sowie von Roberta Breiter, Chana Bat Dov, Simone Dinah Hartmann und Gil Yaron geführten Gesprächen wird versucht, die Bedeutung einer österreichischen Identität einzufangen. Der beeindruckende Band schließt ab mit einer von Evelyn Adunka betreuten umfassenden und hervorragend recherchierten Darstellung von Kurzporträts ehemaliger ÖsterreicherInnen, in der das weite Spektrum der persönlichen Leistungen in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen eine Vielzahl von historischen Verbindungen zwischen Österreich und Israel dokumentiert.

Sabine Mayr

publikum gedacht. Sicherlich ist es deshalb, wie die Forscherin beinahe entschuldigend in ihrer Einleitung schreibt, „arm an Text und reich an Abkürzungen“, aber es ist auch liebevoll gestaltet. Zahlreiche Beispiele von Buchillustrationen geben Einblick in die hohe Buchkultur, die in Berlin gepflegt wurde. Hervorzuheben sind auch das Personenverzeichnis sowie die Angaben zu Verlagen und Druckereien, die das Buch zu einem sehr informativen Lexikon der jiddischen Kulturszene Berlins machen und deren vielfältige persönliche, politische und ökonomische Verflechtungen erkennen lassen. Insgesamt hat Kühn-Ludewig eine bemerkenswerte wissenschaftliche Leistung erbracht, deren Wert für die weitere Forschung sich zweifellos in den kommenden Jahren immer wieder bestätigen wird.

Thomas Soxberger



Mascha Kaléko

Jutta Rosenkranz: Mascha Kaléko
München: dtv 2007
299 Seiten, Euro 15.-
ISBN 978-3-423-24591-3

Eigentlich ist es erstaunlich, dass bis jetzt nicht allzu viel über das Leben von Mascha Kaléko geschrieben wurde. Dabei hat Mascha Kaléko gewissermaßen für künftige Biographen vorgesorgt, indem sie viele Briefe und Dokumente aufbewahrte. Aber sie hat auch vieles von dem, das nicht an die Öffentlichkeit gelangen sollte, vernichtet, vor allem Unterlagen, die sich auf ihre Herkunft und ihre Familie bezogen oder Briefe, die ihr als zu intim erschienen.

Mascha Kaléko wird 1907 als älteste Tochter einer jüdischen Familie in Chrzanów, einer kleinen Stadt in Westgalizien geboren. Sowohl dieses Geburtsdatum - stattdessen wird von ihr 1912 als Geburtsjahr angegeben - wie auch den Geburtsort, - die galizianische Herkunft sah sie als Makel an-, wird sie später verschweigen. Wenn sie über ihre Kindheit gefragt wird, verweist sie auf ihre Gedichte, die oft autobiographisch sind.

Mit Beginn des 1. Weltkriegs flüchten die Eltern mit ihr und der jüngeren Schwester nach Deutschland, wo sie sich nach zwei Jahren in Frankfurt und zwei weiteren Jahren in Marburg, schließlich in Berlin niederlassen.

Nach Schulabschluss macht Mascha Kaléko eine Bürolehre im „Arbeiter-Fürsorgeamt der jüdischen Organisationen Deutschlands“. Wenn sie auch diese Arbeit sichtlich nicht mit großer Begeisterung macht, so wird ihr dadurch doch ein selbstständiges Leben ermöglicht. Daneben schreibt sie Gedichte, die oft dieses Leben junger berufstätiger Frauen - damals ein neues Phänomen - beschreiben. 1928 heiratet sie Saul Kaléko; er ist Redakteur für die *Jüdische Rundschau* und Hebräischlehrer. Mascha Kalékos Gedichte erscheinen bald regelmäßig in renommierten Tageszeitungen, sie hat Erfolg und sie gewinnt Anschluss an die Berliner Literaturszene. Später wird sie diese Zeit die „wenigen leuchtenden Jahre vor der großen Verdunklung“ nennen.

Im Jänner 1933 erscheint im Rowohlt-Verlag das erste Buch von Mascha Kaléko, eine Sammlung von Gedichten mit dem Titel: *Das Lyrische Stenogrammheft*, das großen Anklang findet. Ein Jahr später kann der Verlag noch unter dem Titel *Kleines Lesebuch für Große* Gereimtes und Ungereimtes einen weiteren Band von Mascha Kaléko, der neben Gedichten auch Kurzgeschichten enthält, herausbringen. Die beiden Bücher werden nicht nur viel

verkauft, sondern auch von den Kritikern durchwegs sehr gut aufgenommen, so vergleicht Hermann Hesse die junge Dichterin mit Heinrich Heine. Aber ab August 1935 wird Mascha Kaléko von den Nazis jede weitere Veröffentlichung verboten. Es bleiben nur die jüdischen Zeitschriften, so übersetzt sie u.a. für die *Jüdische Rundschau* hebräische Gedichte. Zu dieser Zeit lernt Mascha Kaléko den Dirigenten und Musikwissenschaftler Chemjo Vinaver kennen, der ihr zweiter Ehemann und Vater ihres einzigen, 1936 geborenen Kindes wird.

1938 verlässt sie mit Chemjo Vinaver und ihrem Sohn Deutschland und zieht nach New York, nie wieder wird sie sich in einem Land wirklich heimisch fühlen.

Mascha Kaléko ist in den nächsten Jahren vor allem Ehefrau und Mutter, daneben kann sie aber manchmal auch als Übersetzerin oder Werbetexterin arbeiten. Das ist wichtig, denn die finanzielle Lage der Familie ist fast immer schwierig, obwohl Chemjo Vinaver als Gründer eines Chores für jüdische Musik durchaus Anerkennung findet. Mascha Kaléko kann in diesen Jahren nur in der Exilzeitschrift *Aufbau* veröffentlichen, erst 1945 erscheint ihr dritter Band *Verse für Zeitgenossen* in den USA.

1952 reist sie, nachdem sie Eltern und Geschwister in Israel besucht hat, erstmals wieder nach Europa, aber nicht nach Deutschland. Dorthin fährt sie erst drei Jahre später, bleibt fast ein Jahr und genießt ihre Erfolge bei Lesereisen in mehreren deutschen Städten. Die Neuauflage von *Das Lyrische Stenogrammheft* wie die zwei Jahre später wieder publizierten *Verse für Zeitgenossen* verkaufen sich gut. Es scheint, als könnte Mascha Kaléko ihre unterbrochene Karriere wieder fortsetzen, aber sie ist dafür zu keinen Kompromissen bereit. Als sie 1959 für den Fontane-Preis nominiert wird, erfährt sie dass sie diesen aus den Händen eines Jurymitglieds mit SS-Vergangenheit erhalten soll. Das lehnt sie ab, obwohl sie den hoch dotierten Preis in ihrer ständigen Geldnot gut gebrauchen könnte.

Chemjo Vinaver, der aus einer chassidischen Rabbinerfamilie stammt, arbeitet an einer Anthologie chassidischer Synagogalmusik. Da er sich dafür in Israel mehr Möglichkeiten erwartet, übersiedelt das Ehepaar 1959 nach Jerusalem. Mascha Kaléko wird sich zum Unterschied zu ihrem Mann in Israel nicht wirklich einleben, vor allem da sie auch nicht gut Hebräisch kann. Die finanziellen Schwierigkeiten sind geblieben, dazu kommen vermehrt gesundheitliche Probleme. Mascha Kaléko fühlt sich in Israel von ihrer Sprache und von ihren Lesern abgeschnitten. Zunehmend wichtig sind ihr daher die Reisen nach Europa, die sie regelmäßig unternimmt.

1968 stirbt ganz plötzlich der überaus geliebte Sohn, der als begabter Künstler galt und in den die Eltern große Hoffnungen gesetzt hatten. Als er noch ein kleines Kind war, hatte Mascha Kaléko wunderschöne Gedichte für ihn geschrieben. Von diesem Schicksalsschlag wird sie sich nicht mehr erholen, umso mehr als 1973 auch ihr Ehemann stirbt. Noch einmal fährt sie nach Europa, in Berlin hält sie wieder eine Lesung, es wird ihre letzte sein, denn 1975 stirbt sie in Zürich.

Jutta Rosenkranz schrieb eine sehr einfühlsame Biografie, in der sie oft Mascha Kaléko durch ihre Gedichte selbst sprechen lässt. Es ist eine realistische Darstellung einer Frau, die viele ihrer Mitmenschen faszinierte, die aber auch durchaus schwierig sein konnte, so brach sie auch zu ihren Geschwistern schließlich jeden Kontakt ab. Die liebevolle Schilderung ihrer innigen Beziehung zu Sohn und Ehemann hätte aber sicher Mascha Kalékos Einverständnis!

Evelyn Ebrahim Nahooray

Schilderung des Jüdischen Krieges über die Indianerkriege bis hin zu Guerilla- und Kolonialkriegen im 18. und 19. Jahrhundert aufgezeigt, dass in der Geschichte diese Form der unkonventionellen Kriegführung nicht neu ist. In den folgenden Kapiteln werden verschiedene Formen des Guerillakrieges vor dem Hintergrund ihrer ideologischen und zum Teil unorthodoxen Vordenker geschildert. Carl von Clausewitz, Engels und Lenin finden sich hier ebenso wieder wie Mao Zsedong, Lawrence von Arabien, Josip Tito, Georgios Grivas, Vo Nguyen Giap, Che Guevara, Carlos Marighella, Hans von Dach sowie Ahmad Shah Massud.

Im Schlusskapitel wird die gegenwärtigen Situation in Afghanistan und im Irak sowie die Strategie der Al-Kaida analysiert. Grundsätzlich ist aus diesen Analysen abzuleiten, dass der Guerillakrieg nicht nur aktueller denn je erscheint, sondern auch das Kriegsbild der Zukunft wesentlich mitbestimmen dürfte. Das Terrornetzwerk Al-Kaida wird hier eine herausragende Rolle spielen, denn diese, so Professor Stahel, führe keinen regional begrenzten, sondern einen globalen Guerillakrieg gegen die USA und den Westen. Der Autor geht weiters davon aus, dass seit Beginn der 1990er Jahre bis zu 100.000 gläubige Moslems in der Technik der unkonventionellen Kriegführung unterrichtet worden seien. Angesichts dieses Faktums kommt er zu dem Schluss, dass dies Auswirkungen auf die internationale Politik haben werde, die nicht unterschätzt werden dürften.

Durch den methodisch sehr übersichtlichen Aufbau des vorliegenden Buches wird nicht nur ein exzellenter und fassbarer Überblick über, sondern auch ein tiefer Einblick in das Phänomen Guerillakrieg in seinen verschiedensten Facetten gegeben. Leider verzichten die Herausgeber auf eine einführende Einleitung, wodurch die Abgrenzung von Guerilla- bzw. Partisanenkrieg zum Phänomen Terrorismus ebenso offen bleibt, wie eine Erklärung, nach welchen Kriterien die Fallbeispiele ausgewählt wurden. Trotz dieser Tatsachen trägt der vorliegende Band alle Voraussetzungen in sich, zu einem Standardwerk zur Thematik Guerillakrieg zu werden.

Thomas Pankratz



Deutsch-jüdische Verhältnisse

Yves Pallade: *Germany and Israel in the 1990s and Beyond: Still a 'Special Relationship'?*

(European University Studies – Series XXXI – Political Science)

Frankfurt / Main et al: Peter Lang, 2005

599 Seiten, Euro 88,40.-

ISBN: 3-631-54203-8

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Israel, zumal das sogenannte *deutsch-jüdische Verhältnis im Post-Shoah-Zeitalter*, stellen auf der politischen, publizistischen, kulturellen und wissenschaftlichen Ebene und im Alltagsdiskurs einen sehr präsenten Diskussionsgegenstand in beiden betroffenen Gesellschaften dar. Umso erstaunlicher ist es, dass Yves Pallades 2005 in englischer Sprache erschienenes Buch *Germany and Israel in the 1990s and Beyond: Still a 'Special Relationship'?* zumindest im deutschsprachigen Raum vergleichsweise wenig rezipiert wurde.

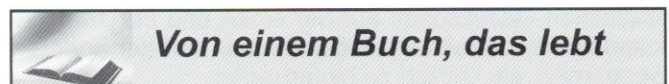
Yves Pallade, der an den Universitäten Cambridge und London (King's College und London School of Economics) Europäische Studien und Internationale Beziehungen

studierte und derzeit im Berliner Büro des American Jewish Committee tätig ist, legt mit seiner an der Universität Düsseldorf angenommenen Dissertation eine Studie vor, die gerade aufgrund ihrer Übersichtlichkeit, Informiertheit und Unaufgeregtheit als Standardwerk zum deutsch-israelischen Verhältnis seit den 1990er Jahren bezeichnet werden kann.

Ausgehend von einer theoretischen Einführung in das Konzept der *besonderen Beziehungen* fokussiert Pallade auf verschiedene Bereiche, in denen sich Kooperationen zwischen der Berliner Republik und dem jüdischen Staat abspielen: sicherheitspolitische und militärische Zusammenarbeit, politische und wirtschaftliche Beziehungen (auch im Rahmen der europäischen Integration) sowie kulturelle Kontakte und wissenschaftlich-technischer Austausch. Das Buch erschöpft sich nicht in der Abarbeitung bereits vorhandener Sekundärliteratur, sondern zieht zahlreiche bisher nicht berücksichtigte Quellen wie Medienberichte, Internetartikel, graue Literatur und Archivalien heran. Das Kernstück des von Pallade beforschten Materials bilden jedoch die über hundert vorwiegend in Israel und Deutschland geführten, teils vertraulichen Interviews, die besonders in sicherheitspolitische Belange spannende Einblicke jenseits abgedroschener Mossad- und Waffenlieferungsklischees gewähren.

Insgesamt entsteht ein positives Bild der vielfältigen deutsch-israelischen Beziehungen seit 1990, wobei die in den letzten Jahren in breiten Segmenten der bundesdeutschen Gesellschaft wachsenden negativen, teils antisemitisch konnotierten Einstellungen gegenüber Israel ebenso wenig ignoriert werden wie künftige Herausforderungen, die sich vor allem im Zuge eines stärkeren, möglicherweise militärischen Engagements der Europäischen Union zur Lösung des Nahostkonflikts, des komplexen transatlantischen Verhältnisses und des Umgangs mit der islamistisch-terroristischen Bedrohung stellen. Pallade fasst die Beziehungen zwischen Deutschland und Israel als besonders, jedoch nicht als einseitig und ausschließlich von Abhängigkeiten bestimmt zusammen; auf den in vielen Debatten angestregten Topos der *Normalisierung* des Verhältnisses zwischen der NS-Nachfolgegesellschaft und dem Staat der Opfer des Holocausts, allgemeiner gesprochen zwischen Deutschen und JüdInnen, geht der Autor nicht ein.

Elisabeth Kübler



Von einem Buch, das lebt

Mihail Sebastian: „Voller Entsetzen, aber nicht verzweifelt“. Tagebücher 1935-44. Herausgegeben von Edward Kanterian

München: Claassen 2005

864 Seiten, Euro 26,80.-

ISBN 3-546-00361-6

Es ist ein Buch, das mit den Aufzeichnungen von Viktor Klemperer, Anne Frank oder Primo Levi verglichen werden kann, und doch hat der Autor, ein rumänisch-jüdischer Schriftsteller und herausragender Intellektueller, ein sehr eigenständiges und somit einmaliges Zeitdokument geschaffen: ein Tagebuch, das 1935-1944 unter ständiger existenzieller Bedrohung und Todesangst entstanden ist und vom Überleben in einer Zeit der Repressionen, Deportationen und Vernichtung berichtet, doch auch von Menschlichkeit und Liebe.



Hurra, wir kapitulieren!

Henryk M. Broder: Hurra, wir kapitulieren!
Von der Lust am Einknicken.
Berlin: Wolf Jobst Siedler jr. Verlag 2006.
167 Seiten. Euro 16,50
ISBN 3-937989-21-8

„Hurra, wir kapitulieren!“ handelt von der Reaktion Europas auf den islamistischen Fundamentalismus und sowohl der Titel als auch der Untertitel „Von der Lust am Einknicken“ drücken das Resümee des in Berlin lebenden Journalisten Henryk Broder aus, der unseren Gesellschaften ein unangemessenes Entgegenkommen gegenüber diesen Tendenzen vorwirft. Der Autor präsentiert eine Fülle von Fakten, die seinen Befund abstützen sollen. Breiten Raum nehmen dabei die Auseinandersetzungen um den bekannten dänischen Karikaturenstreit ein. Wie immer man zu einer karikaturistischen Darstellung des Propheten Mohammed stehen mag – Tatsache ist, dass der Konflikt dadurch eskaliert wurde, dass dänische Imame bei ihrer von der ägyptischen Regierung gesponserten Informationsreise durch diverse islamische Länder nicht nur die zwölf Mohammed-Karikaturen von „Jyllands Posten“ herumgereicht, sondern drei Fälschungen hinzugefügt haben, die dort nicht erschienen sind, aber den Eindruck erwecken sollten, als wäre das der Fall gewesen. (Eine zeigt den Propheten Mohammed als pädophilen Teufel, die andere mit Schweineohren und die dritte stellt den Propheten beim Sex mit einem Hund dar.) Die Folgen sind bekannt: Eine Gewaltwelle mit Dutzenden Todesopfern. In Europa hat es mehr oder weniger einen Konsens darüber gegeben: Das war nicht gut. Damit war weniger die fundamentalistische Gewalt gemeint als die Veröffentlichung der Karikaturen. Der multinationale Konzern Nestle hat sofort eine Erklärung herausgegeben, dass in Nestle-Produkten keinerlei Zutaten aus Dänemark enthalten sind. In vielen Supermärkten wurde dänische Butter aus den Regalen genommen und Broder fügt noch eine Menge von weiteren Beispielen hinzu.

Den Islam nicht nur als Religion, sondern als politische Ideologie und Herrschaftssystem zu verstehen, ist Kernbestandteil von islamistischem Denken. Eine historische Entwicklung, die das Fundament für individuelle Menschenrechte geschaffen hat, hat in der islamischen Zivilisation kaum stattgefunden. Der einzelne ist Teil der islamischen Umma, der weltumspannenden Gemeinschaft der Gläubigen und geht in ihr auf.

Im Westen hat es eine lange Entwicklung der Menschenrechte gegeben, beginnend vom Denken der Aufklärung über die Deklaration der Menschenrechte durch die Nationalversammlung der Französischen Revolution bis hin zur Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte durch die Generalversammlung der Vereinten Nationen vom 10. Dezember 1948.

In einer Vielzahl islamischer Länder besteht ein gewisses Demokratiedefizit. Und was das aktuelle Problem mit dem Islamismus verschärft: Den Westen haben diese Menschen, das muss selbstkritisch festgestellt werden, vielfach nur in Form des Kolonialismus kennengelernt. In das Vakuum der mangelnden demokratischen Legitimierung von staatlicher Herrschaft dringt nun der islamistische Fundamentalismus ein.

Die Durchsetzung von Menschenrechten und Demokratie hat sich seit der Aufklärung streckenweise auch im Ringen

mit der Religion (im Westen mit dem Christentum) vollzogen, hat aber generell dazu geführt, dass das Modell der Trennung von Staat und Kirche vorherrscht und sich die großen christlichen Kirchen dieser Entwicklung anpassen. Auch religiöse Menschen haben sich säkularisiert. Der Islam stellt in einigen europäischen Ländern die zweitstärkste Religionsgemeinschaft; damit sind dessen fundamentalistische Strömungen hier ebenso präsent. Migranten und Migrantinnen müssen integriert werden, aber als Menschen und als Individuen, die das Recht auf Religionsfreiheit und Ausübung ihrer Religion in Anspruch nehmen können. Da es in der islamischen Welt ein unterentwickeltes Bewusstsein bezüglich der individuellen Menschenrechte gibt, wird sich der einzelne – je strenggläubiger er ist – vor allem als Bestandteil der Umma (Gemeinschaft aller islamischen Gläubigen) sehen und die Integration als Muslim und nicht als Individuum fordern. Und hier liegt das Problem und der durch eine noch so harmonistische Sichtweise nicht wegzuleugnende Konflikt mit dem Islamismus. Menschenrechte haben säkulare Wurzeln und können nur vom Staat und nicht von der Religion garantiert werden. Aber dort, wo eine Religion und nicht staatliche Gesetze die Integrationsregeln vorgeben würde, wäre nicht nur die Rechtsordnung durchlöchert, sondern mit der Gewährung von religiösen Sonderrechten auch ein historischer Rückfall hinter die Entwicklung seit der Aufklärung gegeben.

Dieses Spannungsfeld bietet den Stoff für Broders Streitschrift. Es ist kein Buch über islamistischen Fundamentalismus (wer sich darüber informieren will, dem seien die Publikationen des Sozialwissenschaftlers Bassam Tibi empfohlen: Der neue Totalitarismus – Die fundamentalistische Herausforderung – Fundamentalismus im Iran – Die islamische Herausforderung), sondern nur die Kritik an einer Variante der Reaktion darauf. Die „Lust am Einknicken“ ortet Broder überall am alten Kontinent. Er bringt ein Beispiel aus Holland, wo ein Professor seine Lehrveranstaltung beenden musste, weil er sich mit islamistischem Antisemitismus auseinandergesetzt hatte und berichtet über Auswüchse in Frankreich und Schweden. In Deutschland machte eine türkischstämmige Soziologin auf die Gefahren des islamistischen Fundamentalismus aufmerksam und handelte sich dadurch prompt den Protest von 30 deutschen MigrationsforscherInnen ein, die beleidigt reagierten und meinten, man solle lieber deren Expertenwissen vertrauen. Wie es überhaupt auffällig ist, dass Opfer des Fundamentalismus wie die Somalin Hirsi Ali oder moderate Muslime als kritische Stimmen nicht selten unerwünscht sind, weil sich andere beleidigt fühlen könnten, die man lieber nicht reizen will.

Israel bildet ein zentrales und konstitutives Feindbild des Islamismus und daher überraschen auch die entsprechenden Stimmungsströmungen im europäischen Mainstream kaum.

Während die einen – neben verbalen Konzessionen an das Existenzrecht Israels – selbst dieses Feindbild pflegen und der amerikanischen und israelischen Politik die Schuld am Erstarren des Islamismus zuweisen, nähren andere die Illusion, dass nach einer Lösung des Nahostkonflikts der islamistische Fundamentalismus gleichsam verschwinden werde.

Aus diesen Quellen speisen sich auch die Haltungen jener Politiker, die – kaum hatte die Hamas die Regierungsmacht in der palästinensischen Autonomiebehörde errungen – nicht müde werden zu erklären, wie wichtig es sei, die Hamas anzuerkennen oder ihr gar kräftig unter die Arme zu greifen. Auch das belegt Broder mit

umfangreiches Wissen auf einem oder mehreren bestimmten Fachgebieten oder über spezielle Fähigkeiten verfügt, bezeichnet. Auch ein Wissensvorsprung gegenüber dem „Durchschnitt“ kann einen Spezialisten definieren. Neben dem theoretischen Wissen ist auch eine kompetente Anwendung desselben, also praktisches Handlungswissen, kennzeichnend. Solche Fertigkeiten gründen sich meist auf umfangreiche Erfahrung sowie Expertise im betreffenden Fachbereich. Seine Wissenstiefe unterscheidet ihn vom Generalisten, der sich in vielen Fachbereichen heimisch fühlt. Der Generalist ist sozusagen der Spezialist dafür, in einer Vielzahl von Themen Bescheid zu wissen. Nach Schopenhauer sollte sich der Experte aber nach dem Grundsatz *„Multo, non multas“ orientieren.*

Um als Experte zu gelten, ist auch dessen berufliche Positionierung, Status und Prestige sowie der entsprechende Zugang zu entsprechenden Materialien, Unterlagen sowie zu Personen, die anderen Personen versagt sind, bestimmend. Max Weber spricht hier von der so genannten *„Kompetenzerwahrung“*. Dies unterscheidet den Experten vom engagierten Laien, der zwar Spezialist sein mag, dem aber die Glaubwürdigkeit in der Gesellschaft fehlt. Wichtig ist demnach zu betonen, dass die Glaubwürdigkeit des Experten nicht nur von seiner Rolle in der Öffentlichkeit stammt, sondern auch von anderen Experten, die seine Glaubwürdigkeit untermauern.

Wer ist nun Experte?

Grundsätzlich lassen sich mehrere Kategorien von Experten, wie sie in Politik, Wissenschaft und der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, unterscheiden:

Der Experte aus der Verwaltung (Fachbeamter): Hier geht es im Besonderen um Spezialisten aus dem staatlichen Sicherheitsapparat (Nachrichtendienste, Exekutive). Die Basis ihrer Expertise generieren sie vor allem aus ihrer beruflichen Tätigkeit. Bestimmend für die Umsetzung ihrer Erkenntnisse ist die Nähe zum Entscheidungsträger. Oftmals ist ihre Tätigkeit auch durch gesetzliche Grundlagen (z.B. hinsichtlich der Informationsweitergabe) gebunden. Zum Teil wird dieses Wissen auch in den entsprechenden Ressorts nur ausgewählten Dienststellen übermittelt; Das generierte Wissen wird in der Regel nicht publiziert, ausgenommen sind Sicherheits-, Staats- und Verfassungsschutzberichte, die jährlich dem Parlament vorgelegt werden.

Journalisten/ Fachautoren: Es sind dies primär Publizisten, die durch eine eingehende Beschäftigung mit der Thematik als Experten gelten, und vor allem durch Fachpublikationen und Hintergrundrecherchen in Print- oder elektronischen Medien Wissen generieren und auch verbreiten. Ihre Expertise stammt vor allem ehemaligen Kontakten, Interviews sowie Vor-Ort-Recherchen, die den Referenzrahmen für ihre Veröffentlichungen bilden. Zu beachten ist allerdings, dass Journalisten vor allem auf spektakuläre Veröffentlichungen aus und zum Teil auch nicht mit

der Gesamtsituation vertraut sind.

Wissenschaftler: Hierunter fallen Vertreter der unterschiedlichsten Disziplinen, die das Thema internationaler Terrorismus unter diversen Gesichtspunkten betrachten und analysieren. Wichtig scheint diese Interdisziplinarität auch deswegen, da der Terrorismus kein starres Gebilde ist, so dass keine Disziplinen alleinigen Anspruch auf dessen Klärung erheben kann. An vorderster Front der wissenschaftlichen Disziplinen stehen auf jeden Fall Religionswissenschaften, Politikwissenschaft, Psychologie sowie strafrechtliche und völkerrechtliche Disziplinen. Ziel von Wissenschaft ist es, ebenfalls wie bei Journalismus, Erkenntnisse und Fachwissen an die Öffentlichkeit bringen. Auch hier gilt, dass die Wissenschaft in einem Spannungsfeld steht, auf der einen Seite zu veröffentlichen und auf der anderen Seite nicht immer über eine Gesamtschau der Ereignisse und Abläufe zu verfügen.

Und letztlich sind auch Terroristen selbst als „Experten“ zu bezeichnen. Dies wirft jedoch folgendes Problemfeld auf. Zum einen kennen diese durch die zellenartigen Strukturen ihrer Netzwerke zumeist nur Bruchteile eines (potentiellen) Anschlages (*„Need to know“-Prinzip*), zum anderen ist es für die Sicherheitsbehörden unwahrscheinlich schwierig, in diese Netzwerke einzudringen.⁶

Die Perzeption der Experten

Diese Idealtypen sollen bzw. können in der Öffentlichkeit unterschiedliche Funktionen wahrnehmen: Der Fachbeamte kann im wesentlichen Erkenntnisse und Entscheidungen des staatlichen Sicherheitsapparates vermitteln und in den Entscheidungsprozeß einbringen. Der Journalist hingegen wird die offizielle Politik kritisch begleiten und auf Grund seiner größeren medialen Reichweite eine allgemeine und öffentliche Debatte anregen, um ein Bewusstsein zur Problem- und Gefahrenlage zu bringen. Der Wissenschaftler letztlich sollte Begrifflichkeiten klären, Zusammenhänge und Ursachen erklären, spezifische Problemlagen analysieren und politische Strategien entwickeln und/ oder Handlungsoptionen offen legen. Der kooperierende Terrorist schließlich kann Informationen liefern, die den Staatsapparat unterstützen. Oftmals läuft diese Art der Informationsübermittlung über die Medien.

Im Wesentlichen lässt sich folgende Dynamik beobachten: Der Journalist bestimmt die Agenda, der politische Beamtenapparat muss hierauf reagieren und seinerseits Druck auf die Wissenschaft ausüben, um Handlungsoptionen zu entwickeln. Grundsätzlich können folgende Barrieren in der Wissensgenerierung und Wissensdistribution analysiert werden: Die Grenzen des Expertentums zeigen sich bereits in der Definition, was Terrorismus überhaupt ist. Nach wie vor liegt keine allgemein gültige Definition vor. Zudem ergeben sich auch eine Reihe methodischer Probleme. Da Terroristen in abgeschotteten Netzwerken agieren, ist es nahezu unmöglich, Zugang zu diesen zu finden oder eine persönliche Kontakt-

zu einer der wichtigsten HAKOAH Sportarten. Die Schwimmsektion feierte zahlreiche Erfolge bei den österreichischen Meisterschaften. Bei der Europameisterschaft im Schwimmen 1928 erreichten Hedy Bienenfeld-Wertheimer und Fritz Löwy zweite und dritte Plätze. Erfolge, die erst nach über 70 Jahren von Österreichern wiederholt und übertroffen werden konnten. Die Schwimmerinnen Judith Deutsch, Ruth Langer und Lucie Goldner weigerten sich bei den Olympischen Spielen 1936 im NS-beherrschten Berlin anzutreten, was ihnen die Sperre durch den Österreichischen Schwimmverband einbrachte und die Streichung ihrer Bestleistungen. Die Rehabilitation erfolgte erst anlässlich des 100 Jahr-Jubiläums des Verbandes Österreichischer Schwimmvereine (VÖS). Die Ringer des Sportklubs HAKOAH gewannen zahlreiche Meistertitel. Bei den Olympischen Spielen in Los Angeles im Jahr 1932 erreichte Miki Hirschl zwei Bronzemedailien. Außerdem fungierten die Ringer oft als Schutztruppe gegen antisemitische Angriffe. Das Eishockeyteam konnte in den Jahren 1929/30 und 1930/31 den Szabo-Preis für die gewonnene Jugendmeisterschaft erringen.

HAKOAH-Heimstätte

Die HAKOAH hatte zunächst im Überschwemmungsgebiet der Donau trainiert und bekam später einen Platz in Floridsdorf zugewiesen. Dieser wurde die Heimstätte der Fußballer, Leichtathleten und Hockeyspieler. Doch schon bald entsprach dieser Platz nicht mehr den Anforderungen, mit viel Geschick und finanzieller Unterstützung gelang es der HAKOAH, einen Platz in der Krieau in Pacht zu erhalten. Hunderte Sportler bevölkerten die Anlage, bestehend aus einem Fußballfeld, einem Spielfeld für die Hockeyspieler, einer Tribüne, einer Laufbahn, kompletter Leichtathletikeinrichtung, 7 Tennisplätzen und den Wohnungen der beiden Platzmeister.

Zu den Wettspielen fanden sich tausende Zuschauer ein, die Straßenbahn wurde von eingleisig auf zweigleisig verstärkt. An den Match-Tagen gab es von allen Bezirken Wiens direkte Linien zum HAKOAHplatz, wo dank einer großen Schleifenanlage die Möglichkeit bestand, viele Zugsgarnituren für den Abtransport der Zuschauer bereitzustellen. Den Wienern wurde diese Einrichtung zum Ortsbegriff, er war im Wienervolksmund als HAKOAH-Schleife bekannt. Im Laufe des Jahres 1940 war die so genannte „Arisierung“ der Vermögenswerte jüdischer Gemeinden abgeschlossen. Dies galt auch für das oben erwähnte Grundstück und alle anderen Besitzungen des Vereins, darunter die legendäre „HAKOAH-Hütte“ am Semmering.

Während des Krieges gelang es den meisten Sportlern der HAKOAH, ins Ausland zu flüchten. So konnte Zsigo Wertheimer nahezu die gesamte Schwimm-Mannschaft vor dem Mord durch die Nationalsozialisten retten. Andere wurden von den Nazis deportiert und ermordet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen einige wenige Unverdrossene nach Wien zurück und begannen mit dem Aufbau eines neuen Vereins. Karl Haber und Ernst Sinai gründeten die HAKOAH neu und versuchten, das „arisierte“ Grundstück zurück zu bekommen. Das HAKOAH Grundstück gelangte nach dem Krieg in Bundesbesitz und wurde an den Sportklub des Finanzministeriums verpachtet. Erst 2005 gelang es nach jahrelangen, zähen Verhandlungen mit der Republik Österreich, dass im Rahmen des „Washingtoner Abkommens“ von 2001 Teile des Arealis restituiert wurden.

Künftig wird auf 20.000 Quadratmetern das größte jüdische Zentrum Europas seiner Art beheimatet sein. Das S.C.HAKOAH Sport- und Freizeitzentrum wird über eine Dreifachsporthalle samt Zuschauertribüne für 340 Personen, sowie diverse Sport- und Freizeitflächen wie Tennisplätze, Leichtathletikanlagen und eine Liegewiese samt Freischwimmbad verfügen. Mit dem neuen Trainingsmöglichkeiten könnte die HAKOAH an die Erfolge nach der Shoah anschließen: Paul Friedenthal war 1948-49 mehrfach Jugendstaatsmeister in Freistil-Schwimmen, der derzeitige Präsident des Vereins, Univ. Prof. Dr. Paul Haber, war 1964 österreichischer Meister über 100m Brustschwimmen, und HAKOAH-Schwimmer gewannen in den 1980-90er Jahren wiederholt die vordersten Plätze bei den Wiener Meisterschaften. ■

Spula
T E X T I L
H A N D E L S G . M B H .

Spula Textil HandelsGmbH
Dr. Reinhard Kamitz Strasse 1
A-2203 Grossebersdorf
Tel.: +43 (0) 22 45 25 91,
Fax: +43 (0) 22 45 52 91 85

wünscht allen LeserInnen
des DAVID einen
schönen Sommer!


**Die MitarbeiterInnen des
Institutes für Geschichte
der Juden in Österreich
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
einen schönen Sommer!**

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15

Homepage: <http://www.injoest.ac.at>

HAKOAHnerInnen

Eine Wiedergeburt?

 Benjamin PANZER

Die Wiener HAKOAH (das hebräische Wort für „Kraft“), ist ein jüdischer Sportverein, der zu seiner Blütezeit ca. 4000 Mitglieder hatte und damit die größte allgemeine Sportorganisation der Welt war. Heute zählt der Verein etwa 400 Mitglieder, es gibt diverse Sektionen wie zum Beispiel Basketball, Karate, Schwimmen, Tennis, Tischtennis, Touristik einen Schiklub und die Wandersektion.

Politik, Körperbewusstsein und Turnvereine

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstand in Deutschland eine nationale Bewegung, die sich gegen Frankreich richtete, zugleich verlangte die Industrialisierung und Verstädterung nach körperlichem Ausgleich. Diesen Bedürfnissen kam Friedrich Ludwig Jahn („Turnvater Jahn“), 1778 in Lanz geboren, entgegen. Er bereitete die junge Generation der Deutschen für den Freiheitskampf gegen die Napoleonische Fremdherrschaft vor. Das Turnen wurde mit nationalstaatlicher Erziehung verknüpft, die Ziele der Turnvereine unterschieden sich dahingehend nicht wesentlich von den Burschenschaften dieser Zeit. Ausserhalb nationaler Bewegungen erwachte Körperbewusstsein in den unterschiedlichen sozialen und politischen Gruppierungen: bürgerliche Individualität und Selbstbewusstsein waren gefragt. Hinzu kamen die neue Hygienepolitik und der Bedarf nach Naturerlebnis. Diese Rahmenbedingungen waren die Voraussetzung für das Entstehen von Turnvereinen, die aber mit unserem heutigen Verständnis von Sport noch wenig gemeinsam hatten. Auch in Wien entstanden solche Turnvereine erstmals 1861, gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es auch jüdische Turnvereine in Wien.

Im 19. Jahrhundert dominierten in Österreich zwei große unterschiedlich politische Richtungen: die deutsch-nationale und die christlich-soziale. Beide waren sich dahingehend einig, dass der Modernisierungsprozess (der beiden missfiel) auf den „jüdischen Einfluss“ zurück zu führen sei. Der Anti-

semitismus wuchs und den Juden wurde, um den Modernisierungsprozess rückgängig zu machen und sie gesellschaftlich auszuschließen, der Beitritt in öffentliche Turnvereine verweigert.

Jüdische Sportler in Österreich Ende des 19. Jahrhunderts



Arpad Blödy, mehrfacher österreichischer Meister über Mittel- und Langstrecken (aus dem Buch Hoppauf Hakoah - Seite 60)

Im ausgehenden 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts stand der Sport an der Schwelle der gesellschaftlichen Akzeptanz und des allgemeinen Durchbruchs, es wurden Sportklubs und Verbände gegründet. Als Reaktion auf den zunehmenden modernen Antisemitismus wurde 1897 der Erste Jüdische Turnverein gegründet, bis 1913 sollten noch weitere fünf Turnvereine folgen. Am 26. September 1909 wurde der Jüdische Sportclub HAKOAH gegründet. Sport stand allerdings weiterhin in der Öffentlichkeit in keiner kulturellen Akzeptanz, sondern hatte den Geruch von Pöbel und Vulgarität. Diese Einstellung hatten zumindest bis zum Ersten Weltkrieg auch viele Juden gegenüber den jüdischen Sportlern. Zur Identitätsfindung wurde „jüdischer Sport“ nicht anerkannt, obwohl alle nicht-jüdischen Sportvereine (viele auch heute noch) eine politische

und ideologische Ausrichtung entwickelten, die mit dem Sport selbst nichts zu tun hatte.

Durch die Bildung von Verbänden und Vereinen entstanden im Sport Organisationsformen, die heutigen Strukturen ähnlich sind. Einerseits bildeten die deutsch-nationalen Turnvereine den Deutschen Turnerbund (110.000 Mitglieder, „Nichtarier“ wurden ausgeschlossen) und andererseits gab es die Arbeitersportbewegung (Arbeiterbund für Sport und Körperkultur, 1931 250 000 Mitglieder). Letztere lehnten Wettbewerbe mit anderen Verbänden ab, und hielten 1931 die Arbeiterolympiade in Wien ab. Amateursport und Leistungssport waren nicht getrennt. Demnach mußte jeder einzelne Sportler und Funktionär ein hohes Maß an Eigeninitiative entwickeln, um sich weiterentwickeln zu können. Be-

unterzeichnen, wonach sie ausschließlich loyale Bürger Israels seien. Dies diene der PVAP als Beweis, dass Juden die größten Feinde Polens seien.



Kazimierz, jüdisches Viertel in Krakau
Foto: Silvia Perfler

Antisemitismus war unter dem Deckmantel des Antizionismus Staatsdoktrin. Dies wirkt sich auf die heutige Situation aus, da die schon vorher bestehende stereotype Sichtweise gegenüber Juden verstärkt wurde und Vorurteile der kommunistischen Zeit unhinterfragt in der heutigen Gesellschaft immer noch vorhanden sind. Erst langsam erfolgt eine Sensibilisierung, die mit einer allmählichen Aufarbeitung der eigenen Rolle während des Krieges einhergeht. In diesem Zusammenhang ist vor allem die Jedwabne Diskussion zu nennen. 2001 veröffentlichte der aus Polen emigrierte Soziologe Jan Tomasz Gross das Buch „*Nachbarn. Die Geschichte der Vernichtung eines jüdischen Ortes*“. Hintergrund war der Pogrom in Jedwabne, wo beinahe alle jüdischen Einwohner von den Bewohnern des Ortes ermordet wurden. Von den deutschen Besatzern waren die Voraussetzungen geschaffen worden, unter anderem wurden die Täter durch die Zusicherung von Straffreiheit erst ermuntert. Der Verlauf des Massakers lag aber vollkommen in den Händen der polnischen Bevölkerung. Bei den Vorgängen in Jedwabne und Pogromen in anderen polnischen Städten handelte es sich also nicht um klassische Kollaboration, sondern um eine polnische, antisemitisch motivierte Tat. Das Buch „*Nachbarn*“ war ein Schock für die polnische Gesellschaft, da darin ein Bild gezeigt wurde, das in absolutem Kontrast zur kollektiven Opfererinnerung stand. Auch wenn die Stichhaltigkeit einzelner Fakten in Gross' Bericht kritisiert wurde, war das Buch ein wichtiger Beitrag für die Auseinandersetzung mit dem historischen und aktuellen Antisemitismus in Polen. Es kam vor allem in den Medien zu offenen Diskussionen, vor allem wurde das Jahrzehnte andauernde Schweigen über die Vorfälle in Jedwabne und den anderen Orten gebrochen.

Die bisherigen Darstellungen zeigen, dass Antisemitismus in Polen nicht ein Phänomen von Randgruppen ist, sondern von der Mitte der Gesellschaft ausgeht. Eine

besondere Rolle für den heute noch spürbaren Hass gegenüber Juden spielt die katholische Kirche. Die Kirche hat in Polen eine Stellung innerhalb der Gesellschaft, die mit keinem anderen Land Europas vergleichbar ist. Mehr als jede andere Institution stellt die katholische Kirche in Polen die zentrale gesellschaftliche Autorität dar. Die Lehre, dass es Juden waren, die Jesus kreuzigten, wurde im Zweiten Vatikanischen Konzil zwar endgültig revidiert, stellt aber in Polen immer noch die wesentliche Triebfeder des Judenhasses dar.

Bis heute verabsäumte es die katholische Kirche Polens, sich ausdrücklich von antisemitischen Predigten zu distanzieren. Schritte wurden nur halbherzig unternommen. Beispielsweise mag der Anblick einer Ritualmord-Darstellung durch Juden in der Kathedrale von Sandomierz befremdlich auf Besucher wirken. Diese werden zwar von offizieller Seite als bedenklich eingestuft, allerdings wurde bis jetzt weiter nichts unternommen.

Bekannt wurde in dieser Beziehung der Priester Henryk Jankowski. In den 80er Jahren wurde er als „Solidarność-Priester“ bekannt. An der Seite von Lech Wałęsa kämpfte er in der Danziger Werft für die Gewerkschaftsbewegung. Auch nach der demokratischen Wende 1989 blieb Jankowski ein enger Vertrauter und Beichtvater des Präsidenten. Weiterhin bemühte sich Pfarrer Jankowski in seinen Predigten um die Freiheit Polens, die er durch Juden, Russen, die EU, aber auch durch die Linke Polens bedroht sah. Im November 2004 wurde Jankowski schließlich vom Danziger Erzbischof als Gemeindepfarrer abberufen. Vom Vatikan wurde die Amtsenthebung bestätigt und mit seinen Predigten gegen Juden, Deutsche und Russen begründet.

Bereits seit 1995 war Jankowskis antisemitische Haltung bekannt und erregte über die Grenzen Polens hinaus Aufsehen. Bei einer Predigt im Juni 1995, bei der auch der polnische Staatspräsident Wałęsa anwesend war, forderte er die Regierungsmitglieder auf, „offen zu bekennen, ob sie aus Moskau oder Israel“ kämen. Dies sei wichtig, erklärte Jankowski in einem späteren Interview mit dem Nachrichtenmagazin Wprost, da der Davidstern „als Symbol der Unterdrückung nicht nur im Hakenkreuz, sondern auch in Hammer und Sichel enthalten“ sei. Als der Journalist ihn auf den inneren Widerspruch hinwies, dass wohl kaum die jüdische Bevölkerung die Shoah selbst initiiert hatte, bestärkte Jankowski seine Aussage. Es seien die reichen Juden gewesen, die Geld gehabt hätten und noch mehr Geld verdienen wollten.¹ Lech Wałęsa musste durch den Druck aus dem Ausland zu den Äußerungen Stellung nehmen, entschuldigte sich aber dadurch, den Satz in der Kirche nicht gehört zu haben.

Besonders ist auf die Rolle von *Radio Maryja* hinzuweisen, das zur Verstärkung antijüdischer Einstellungen beiträgt. *Radio Maryja* ist ein landesweiter Radiosender, und mit annähernd 6 Millionen Hörern der beliebteste und meistgehörte Polens. Das Programm des Privatsenders beinhaltet hauptsächlich Gebete, Kirchenlieder und Diskussionsrunden. Es ist durch fundamental-katholische Überzeugungen geprägt. Immer wieder gerät der Sender durch fremdenfeindliche und antisemitische Aussagen in die Schlagzeilen. Die eingehenden juden-

Antisemitismus in Polen

 Silvia PERFLER

Auf den Straßen Warschaws verkaufen Maler ihre Bilder. Sie sind günstig und in allen Größen erhältlich. Doch verträumte polnische Landschaften oder alte Ansichten der Stadt sucht man meist vergebens. Stattdessen findet man stereotype Judendarstellungen - Personen in dicke Pelzmäntel gehüllt das vor ihnen aufgestapelte Geld zählend. Solche Bilder und Figuren werden nicht nur von Touristen gekauft, man entdeckt sie auch in polnischen Wohnungen. Warum ausgerechnet dieses Thema? Das Bild ist ein Glücksbringer – der „Reichtum der Juden“ soll so auf den eigenen Haushalt übergehen.

Vorurteile gegenüber Juden und Stereotypen, wie das des reichen Juden, fließen wie selbstverständlich in Alltagsgespräche ein. Auch judenfeindliche Schmierereien auf Häusern und Plakatwänden gehören leider immer noch zum Bild des Landes. Antijüdische Einstellungen bis hin zu offenem Antisemitismus in der Gesellschaft stellen ein ernstes Problem dar. In Wahlkämpfen, sei es 1989 oder 2005, wurden Wahlwerbungen beschmiert, die Aufschrift *żyd* (Jude) und der Davidstern sind als Beschimpfung und Diffamierung des Kandidaten gedacht. Während eines Wahlkampfauftritts 1990 legte Lech Wałęsa, nachdem er vorher für jüdische Belange eingetreten war, Wert darauf, seine „reine“ polnische Herkunft hervorzuheben.

Die Zahl an antijüdisch motivierten Vorfällen blieb laut Antisemitismusberichten des Stephen Roth Instituts in den letzten Jahren konstant hoch. Es handelte sich in vielen Fällen um Sachbeschädigungen: Verwüstungen jüdischer Friedhöfe und anderer jüdischer Stätten, eingeschlagene Fenster und antisemitische Slogans an den Wänden einer jüdischen Grundschule. In besonderem Maß wurden verbale Entgleisungen festgehalten, die sich gegen Besucher jüdischer Gedenkstätten richteten. Wiederholt kam es bei Gedenkveranstaltungen zu „Juden raus“ Rufen.

Die aufgezeigten Beispiele und Vorfälle sind bedenklich, obwohl Polen nicht das einzige Land ist, in dem antisemitische Übergriffe passieren. Was Polen von anderen EU-Staaten unterscheidet, ist die Offenheit und Selbstverständlichkeit, mit der antijüdische Haltungen in die Öffentlichkeit getragen werden. Nicht hinter

vorgehaltener Hand, sondern ohne gesellschaftliche Ächtung befürchten zu müssen kann der Hass auf Juden ausgesprochen werden. Dies zeigt, wie sehr Antisemitismus in Polen immer noch allgegenwärtig ist. Um die aktuelle Situation und die Hintergründe besser zu verstehen, ist es ratsam, einen näheren Blick auf die Geschichte und die gesellschaftlichen Umstände zu werfen.

Wie in anderen europäischen Ländern gehen die Wurzeln des Judenhasses in Polen zurück bis auf das frühe Mittelalter. Im 11. Jahrhundert kam es zu ersten Feindseligkeiten gegenüber Juden und den ihnen von Fürsten gewährten Privilegien. Der Neid der einheimischen Händler auf die wirtschaftliche Position der jüdischen Bevölkerung wie auch die antijüdische Agitation des katholischen Klerus führten dazu, dass Juden ab dem Konzil von Wroźław 1267 in getrennten Wohnvierteln leben mussten und bald gezwungen waren, besondere Kennzeichen zu tragen. In den folgenden Jahrhunderten kam es zu zahlreichen Pogromen, während der Kriege im 17. und 18. Jahrhundert wurden nahezu 700 jüdische Gemeinden vernichtet. Ausschreitungen standen immer wieder in Zusammenhang mit religiöser Hysterie, besonders dem Ritualmordvorwurf.

Der am Ende des 19. Jahrhunderts in Europa aufkommende Nationalismus fiel in Polen - einem Land, das insgesamt

123 Jahre lang geteilt war – auf fruchtbaren Boden. Der aufkeimende Nationalismus wurde besonders vorangetrieben durch die nationaldemokratische Partei von Roman Dmowski. Polen war zu diesem Zeitpunkt Heimat für eine der größten jüdischen Gemeinden weltweit. Trotz der auch in diesem Land stattgefundenen Verfolgung hatten jüdische Traditionen großen Einfluss auf die Kultur. Nachdem der polnische Staat nach dem Ersten Weltkrieg neu entstanden war, wurde den Juden unter der Regierung Piłsudski volle Gleichberechtigung gewährt, diese galt aber eher auf dem Papier. Im jungen polnischen Staat wurden Juden als größte Bedrohung angesehen. Sie galten als anti-polnisch, links und als fremde Elemente der Gesellschaft, die man bekämpfen musste. In den späten 1920er Jahren radikalisierte sich



Ausstellung zur Erinnerung an Juden in Polen (1939-1945), Foto: Silvia Perfler

Kaltstellung durch die Nazis

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten mit ihrem Rassenwahn hat letztlich Jokls Leben zerstört. Schon bald nach 1933 war zu spüren, wie Jokl in Deutschland mehr und mehr ignoriert wurde; mit mancherlei Zurücksetzung musste er sich abfinden. Der Druck seiner Manuskripte wurde abgelehnt (besonders schmerzlich: in dem von ihm mitbetreuten «Indogermanischen Jahrbuch»), Einladungen zu Vorträgen wurden zurückgezogen usw. Bald nach dem «Anschluss» Österreichs an das «Großdeutsche Reich» (12. 3. 1938) wurde er am 20. Mai 1938 seines Dienstes als Oberstaatsbibliothekar enthoben, am 19. Juni erfolgte seine Zwangspensionierung. Als Jude war ihm das Betreten öffentlicher Bibliotheken nicht mehr möglich. Ein Versuch des damaligen Dekans, Viktor Christian, Norbert Jokl bei den NS-Stellen mit «Mischlingen 1. Grades» gleichstellen zu lassen und ihm damit weiterhin wissenschaftliches Arbeiten zu ermöglichen, scheiterte. Sein Lehrer Paul Kretschmer schrieb Jokl betrübt im April 1940: *«Es tut mir recht leid, dass Ihr Gesuch [um Gleichstellung mit Mischlingen 1. Grades –G.S.] abschlägig beschieden wurde – vermutlich aus prinzipiellen Gründen. Ich hoffe in Ihrem Interesse, dass Sie in Albanien unterkommen werden: nach dem, was mir der albanische Konsul sagte, den ich gestern traf, besteht dazu viel Aussicht. Wenn sich dies entschieden hat, bitte ich Sie mir dies persönlich mitzuteilen.»* (Diese und andere Briefzitate sind den unter «Literatur» genannten Arbeiten von Mechthild Yvon und Gerd Simon entnommen.) Einer von Jokls Schülern, Georg Renatus Solta, hat ihn in den verbleibenden vier Jahren oft besucht und für ihn Bücher aus Bibliotheken ausgeliehen. 1941 konnte eine Deportation Jokls noch durch eine eindrucksvolle Intervention der Fakultät unter Dekan Viktor Christian abgewendet werden.

Gern wäre Jokl nach Albanien ausgewandert. Aber selbst vielfältige Bemühungen, etwa des italienischen Außenministeriums, haben nichts geholfen. Ernst Koliqi zufolge soll sogar Mussolini bei Hitler wegen einer Ausreise Jokls nach Albanien interveniert haben. In Albanien wurde alles getan, um diesem großen Freund des albanischen Volkes die besten Voraussetzungen zu verschaffen: Die Regierung sicherte ihm die Stellung eines Oberbibliothekars und Leiters des Staatsarchivs in Tirana zu, ebenso die albanische Staatsbürgerschaft.

Die berühmte Bibliothek Jokls

Möglicherweise hat Jokl seine fulminante Bibliothek das Leben gekostet, von der er sich nicht trennen – und die er nach Albanien mitnehmen wollte: Er hatte sie dem Staat Albanien geschenkt. An diesem Punkt scheint die Solidarität der Fakultätskollegen ein Ende gefunden zu haben. Die Wiener Universität wollte Jokls Bibliothek auf keinen Fall verlieren. Sie wurde am 27. April 1942 beschlagnahmt und an die Nationalbibliothek «ausgeliehen». Man vermutet, dass sich heute etwa 3000 Bände aus Jokls Besitz in der

Österreichischen Nationalbibliothek befinden. Dekan (und später Rektor) Viktor Christian, dem der Verbleib der Jokl'schen Bibliothek in Wien offenkundig stärker am Herzen lag als das Schicksal seines jüdischen Kollegen, trägt sicherlich Mitschuld an Jokls Deportation – indem er sich nicht entschieden genug, wie 1941, bei den NS-Behörden für Jokl eingesetzt hat. Aber das ist Spekulation. Dem sich verschärfenden Druck seit 1941 folgend hatten sich auch die anderen Kollegen, außer seinem Lehrer Paul Kretschmer und seinem Schüler Georg Renatus Solta, von Jokl zurückgezogen.

Viktor Christian schrieb Alois Brunner² am 7. März 1942: *«Wie ich erfahre, soll Dr. Norbert Jokl [...] aus Wien [...] als Jude abtransportiert werden. Angeblich sollen Bemühungen der italienischen Regierung im Gange sein, Dr. Jokl samt seiner wissenschaftlichen Bibliothek nach Albanien zu bringen. So schmerzlich für die Fakultät der Verlust dieser Bibliothek wäre, [...] so sehe ich doch keine Möglichkeit, sie hier in Wien zu halten, wenn die italienischen Bemühungen, Dr. Jokl die Ausreiseerlaubnis nach Albanien zu erwirken, von Erfolg begleitet sein sollten, [...]. Sollte jedoch Dr. Jokl nicht die Ausreiseerlaubnis nach Albanien erhalten, sondern nach Polen abtransportiert werden, so bitte ich dringend, seine Bibliothek für die Philosophische Fakultät sicherzustellen. Der Wert der Bibliothek liegt in der ziemlichen Vollständigkeit, mit der sie das Fachgebiet der albanischen Sprache umfasst, vor allem aber in den wissenschaftlichen Aufzeichnungen, deren Verlust für das betreffende Fachgebiet überaus empfindlich wäre.»*

Und in einem Schreiben des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (26. 6. 1942) wird Jokls Bibliothek, die schon ein Institut für sich darstellte, folgendermaßen charakterisiert: *«Der jüdische Albanologe, Professor Norbert Jokl, Wien, besitzt eine einzigartige wissenschaftliche Bücherei, zu welcher u.a. das albanische Wörterbuch mit ausführlichen handschriftlichen Überarbeitungen für eine spätere Neuveröffentlichung sowie ein Katalog gehören. Als Erben für diese komplette Bibliothek, die für die deutsche Wissenschaft von hohem Wert ist, hat Professor Jokl den albanischen Staat bestimmt.»*

Rettungsversuche nach Albanien

Ein bekannter albanischer Dichter, Lasgush Poradeci, bat die Albanische Regierung 1938, Norbert Jokl nach Albanien einzuladen. Auch Carlo Tagliavini, Dr. Nikolla Rrota, Ernest Koliqi, Francesco Ercole und andere haben in diesem Sinne gewirkt. Ein albanischer Schriftsteller der «Rilindja»-Periode (1870–1910), Franziskaner aus Shkodra –Pater Gjergj Fishta, kannte Jokl sehr gut und wusste um die Gefahren, die ihm von den Nazis drohten. Er schrieb am 23. September 1939 an Francesco Jacomini di San Savino, seit 12. April 1939 Statthalter des italienischen Königs Victor Emanuele III. in Albanien: Man möge Jokl aus Österreich nach Albanien holen und ihm einen Posten als Bibliothekar geben, um sein Leben zu retten. *«Die ganze albanische Nation wird Ihnen*

im Nord-Kosovo zu leiden. Die Gefährdung der Juden unter dem kroatischen Ustaša-Regime (1941–1945) war ebenfalls hoch. Viele sind im berüchtigten kroatischen KZ Jasenovac, dem «Auschwitz des Balkans» – umgekommen. Für die Juden auf dem Balkan war Albanien praktisch die einzige Hoffnung.

Division der Waffen-SS «Skanderbeg»

Die 21. Gebirgs-Division der Waffen-SS «Skanderbeg» war im März 1944 aufgestellt worden, als nach der italienischen Kapitulation ganz Albanien von den Deutschen besetzt war. Unter Führung des Kosovo-Albaners Bedri Peja(ni), eines bekannten Antisemiten, haben sich die Aktivitäten der Division «Skanderbeg» (die in ihrer Bestzeit 9000 Mann zählte) besonders gegen Juden, Serben und Zigeuner gerichtet: Pejani und seine Division «Skanderbeg» waren für die Deportation der Juden aus dem Kosovo in die Konzentrationslager verantwortlich. So wurden in Prishtina und Gjakova (hier sprachen die Juden übrigens Albanisch) innerhalb weniger Tage wohl um 400 Juden verhaftet, von denen die meisten umgekommen sein dürften. Wieviele Juden aus dem Kosovo sonst noch von der Division «Skanderbeg» an die Deutschen ausgeliefert worden sind, ist strittig. Nach Dželetović Ivanov handelt es sich um 400, nach Noel Malcolm um 281 Juden. Malcolm stützt sich dabei auf offizielle Berichte Bedri Pejani's. Kosovo-albanischen Veröffentlichungen zufolge seien höchstens einige Juden oder Familien an die Waffen-SS ausgeliefert worden (so vor allem Myrteza Studenica und Hakif Bajrami) – keineswegs aber die Mehrheit der Juden im Kosovo. Mit solchen Publikationen versucht man, die Verbrechen von damals zu bagatellisieren. In dieses Bild passt, dass Antisemiten wie eben Bedri Pejani oder auch Xhafer Deva (Innenminister im seit Ende 1943 deutsch besetzten Groß-Albanien) sich im Kosovo heute einiger Verehrung erfreuen.

Samuilo Mandil, ein aus Belgrad nach Albanien entkommener jüdischer Geschäftsmann, hatte schon 1945 in Tirana einen Artikel über die Rettung von Juden in Albanien veröffentlicht. Dort erwähnte er aber auch, dass 1942 lokale Behörden (in Groß-Albanien) 53 Juden an die Deutschen in Mitrovica ausgeliefert hätten; unklar ist dabei, ob albanische oder serbische Beamte dafür verantwortlich waren. Der Hinweis darauf, dass die Juden in das deutsch besetzte Mitrovica ausgeliefert worden sind (und nicht ins «groß-albanische» Prishtina), spricht dafür, dass sich dieser Vorgang im «deutschen» Nord-Kosovo abgespielt hat.

Ministerpräsident Kruja: Einsatz für Rettung von Juden

Der heute 92-jährige Isuf Qolja aus Berat/Albanien berichtet, dass er selbst – im «italienischen» (groß-albanischen) Kosovo versteckt – überlebt hat. Eine jüdische Familie, die jetzt in München lebt, war von Albanern im Kosovo verborgen und so gerettet worden (der Sohn, Max Brym, veröffentlicht Beiträge über Juden im Kosovo und in Albanien). – Der damalige Gemeindesekretär von Prishtina, Preng Uli, fälschte

Reisedokumente für Juden aus Kroatien, Serbien und auch aus dem Kosovo, um ihnen die Flucht nach Albanien zu ermöglichen. Mit Bussen der Firma S.A.T.A (Tirana) brachte er die Juden dann mit gefälschten albanischen Dokumenten aus dem Kosovo nach Albanien. Auf diese Weise schafften das nicht wenige: z.B. gelangten im April 1942 ca. 100 Juden nach Berat und 80 nach Preza. – Im Juli 1942 konnten sich ca. 100 Personen, die aus einem Gefängnis in Prishtina entkommen waren, nach Albanien retten. In der Region Deçani hat eine albanische Familie eine jüdische Familie bis zum Ende des Krieges beschützt. Ministerpräsident des italienischen Protektorats «Groß-Albanien» war von Dezember 1941 bis Januar 1943 Mustafa Merlika Kruja, den die Italiener mit Bedacht für diesen Posten ausgewählt hatten. Für die Rettung der Juden im Kosovo und im übrigen Albanien hat er Bedeutsames getan gemeinsam mit seinem Sekretär Engjëll Çoba. Francesco Jacomoni di San Savino, Statthalter des italienischen Königs Vittorio Emanuele III. in Groß-Albanien, rühmt den Mut –«burrnia» – von Ministerpräsident Mustafa Kruja:

«Der deutsche Generalkonsul hatte diesen aufgesucht und ihm eine Verbalnote überreicht, mit der die Nazi-Regierung die Überstellung von über 300 Juden verlangte, die aus Jugoslawien nach Albanien geflüchtet waren. Das deutsche Militärkommando in Belgrad hatte genaue Angaben über ihre Namen und Wohnorte zusammengestellt. Mustafa Kruja kam zu mir und bat mich, sie unbehelligt in Albanien bleiben zu lassen. Da es im ganzen Land keine deutschen Soldaten gab, die sie hätten identifizieren können, verständigten wir uns darauf, die jüdischen Flüchtlinge sofort in das Gebiet von Gjirokastra zu verlegen. Es grenzte an Griechenland, das von italienischen Truppen besetzt war. Sie sollten einen albanischen Pass mit falschem Namen erhalten und, wenn nötig, materiell unterstützt werden. So konnte Mustafa Kruja dem deutschen Generalkonsul einige Tage später antworten, alle Nachforschungen nach den namentlich Genannten im Kosovo wären ergebnislos geblieben.

Rom haben wir davon nicht offiziell in Kenntnis gesetzt, sondern auf ganz privater Ebene [...] den Botschafter Luigi Vidau. Das war ein Mensch mit Herz. Mit seiner Hilfe sorgten wir dafür, dass durch unsere Auslandsvertretungen Juden aus Deutschland, Böhmen, Polen, Ungarn und Rumänien albanische Pässe erhielten. So konnten sie sich in Albanien vor den Verfolgungen in Sicherheit bringen» (Jacomoni, S. 288-289).

Wir wissen auch von Shaban Sinani, dass sich Juden aus dem Kosovo nach Albanien retten konnten. Aber eine umfassende Vorstellung über das Geschehen ist noch immer nicht zu gewinnen, weil eine freie Einsicht in die Staatsarchive in Prishtina und Belgrad kaum möglich ist. Diese Unklarheit erlaubte es nach dem Zerfall Jugoslawiens gewissen Gruppierungen, z.B. die Rettung von Juden durch Partisanen groß herauszustellen und propagandistisch auszuschlachten.

In Prishtina und auch in Prizren gab es ziemlich große jüdische (serbisch-sprachige) Gemeinden. Die Gemeinde in Prishtina etwa hatte noch 1999 (außer in wirtschaftlicher Hinsicht) mit Albanern nicht viel zu

krieg für die albanische Bevölkerung bedeuteten, wurde kein Jude an die Deutschen ausgeliefert. Erst im letzten Moment, im Frühjahr 1944, unternahm die Gestapo in Tirana die ersten Schritte zur Registrierung der in Albanien lebenden Juden. Angesichts der großen Gefahr, die das Verstecken von deutschen Juden bedeutete, war der Schutz [durch die «Besa»], welcher ihnen geboten wurde, eine bemerkenswerte moralische Leistung. Darüber gibt es eine Reihe glaubwürdiger Zeugenaussagen. Einzelheiten wurden dem Institut für Studien zum Holocaust in Israel übermittelt. [...] Vom Mut und der Geistesgegenwart albanischer Gastgeber, bei denen Juden wohnten, zeugt unter anderem der Bericht von Mark Menahem, der bei einer Familie in Tirana im Versteck lebte. Als Deutsche an die Tür klopfen, steckte ihn die Hausfrau, deren Mann gerade nicht zu Hause war, in dessen Bett und stellte Mark als ihren kranken Mann vor.» – Josef Jakoel wiederum habe berichtet, dass ein Freund nach dem Krieg seinem albanischen Retter als Dank einen Geldbetrag zukommen lassen wollte und folgende Antwort erhielt: «Ich habe Dich als einen Freund behandelt, ich habe dir die «Besa» erwiesen [...], dem Freund erweisen wir die «Besa», aber wir verkaufen sie nicht» (v. Kohl, S. 71).

Samuilo Mandil war ein Belgrader Jude, der sich im Zweiten Weltkrieg ebenfalls nach Albanien hatte retten können. In einem Artikel («Izraelitet në Shipni») in der albanischen Zeitung «Bashkimi» (20. Februar 1945) schrieb er, dass er, der 1942 von Belgrad nach Albanien geflohen war, den Albanern dafür dankt, dass sie Juden versteckt und damit viele gerettet haben. Er finde es bemerkenswert, dass sogar noch 1942 Juden aus vielen Ländern nach Albanien gekommen sind. Aus dem Artikel geht hervor, dass noch im Jahre 1943 Juden in Albanien nicht in Gefahr waren; zur Zeit der italienischen Besetzung (1939–1943) konnten sie in Albanien ein normales Leben führen. Erst mit der Besetzung Albanien durch die Deutschen (3. 9. 1943) änderte sich das. Samuilo Mandil erwähnt in diesem Artikel aber auch, dass im Gegensatz dazu 1942 die Behörden in Mitrovica, also im bis 1941 jugoslawischen Kosovo, 53 Juden an die Nazis ausgeliefert hätten.

Nach der Besetzung Albanien durch die Deutschen bestand für jeden Juden nun größte Lebensgefahr. Für die Albaner wurde es schwierig, ihre «Gäste» zu schützen. Die sog. «Emigrantenhäuser» konnten von den Deutschen natürlich leicht entdeckt werden. Damuilo Mandil berichtet, die Albaner, denen klar war, in welcher Gefahr die Juden nun schwebten, hätten diese in weit entfernten, besonders armen und den Deutschen schwer zugänglichen Dörfern versteckt. Die Albaner hätten mit ihnen das letzte Stück Brot geteilt. –Übrigens hat der deutsch-albanische Fernsehfilm «Mein Freund der Feind» (2003) des Regisseurs Gjergj Xhuvani den jüdischen Alltag in Albanien im Zweiten Weltkrieg recht eindringlich dargestellt.

Mandil hebt hervor, dass in Albanien jüdische Jugendliche aus Jugoslawien mit den Partisanen gegen die Deutschen gekämpft hätten. Fünf von ihnen –Jakov Avramovic, Jusef Konforti, Jusef Bivas, Žak Ruben und David Koen –seien gefallen (ob auf

dem heutigen Staatsgebiet Albanien oder aber im Kosovo, ist nicht bekannt).

Nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach Kriegsende sind aus Albanien nicht nur alle Juden aus dem Ausland in ihre Heimatländer zurückgekehrt oder nach Israel und in die USA ausgewandert, sondern auch ein erheblicher Teil der eingesessenen albanischen Juden hat Albanien verlassen. In ihrem Buch «Escape Through the Balkans» (University of Nebraska Press, 1996) schreibt Irene Grunbaum: «*Leb wohl, Albanien! Du hast mir Zuflucht, so viel Gastfreundschaft, Freunde und Abenteuer beschert. Leb wohl, Albanien! Es kommt der Tag, da werde ich der Welt verkünden, wie mutig, furchtlos, stark und treu deine Söhne sind und dass weder Tod noch Teufel sie schrecken. Ich will [...] davon erzählen, wie sie ein Flüchtlingsmädchen beschützten: Sie ließen nicht zu, dass ihm Unheil zugefügt wurde –und riskierten dabei ihr eigenes Leben. Deine Tore, du kleines Albanien, blieben offen. Deine Beamten ignorierten die Gesetze, wenn es darum ging, armen Verfolgten noch eine Chance zu verschaffen, dass sie den schlimmsten aller Kriege überlebten! Albanien, nur dank deiner Menschlichkeit haben wir die [deutsche – G.S.] Besetzung überstanden. Albanien – wir danken dir!*» (S. 139; Übersetzung: G.S.)

Im gleichen Sinne äußerte sich Jutta Neumann in «The Washington Jewish Week» (7-8 /1999): «Albaner, ob Muslime oder Christen, sind überaus gastfreundliche, großzügige und liebenswürdige Menschen. Man muss unterstreichen, dass [die Rettung der Juden] nicht allein auf die traditionelle Gastfreundschaft der Albaner [die «Besa»] zurückzuführen ist vielmehr war [diese Rettung] auch Ausdruck persönlichen Mutes. Im Denken der Albaner rangierte die Notwendigkeit, Menschen in Not zu helfen, höher als die Sicherheit ihrer Familien. In Yad Vashem zu Jerusalem findet man eine lange Liste von Albanern, die von Israel den Ehrentitel «Gerechte unter den Völkern» erhalten haben. Zieht man in Betracht, dass Albanien damals kaum mehr als eine Million Einwohner zählte, dann ist die Zahl dieser «Gerechten» unvergleichlich hoch.» (Übersetzung: G.S.)

Nach dem Ende des Kommunismus (1990)

Um 1950 hatten in Albanien nur noch etwa 200 einheimische Juden gelebt. 1967 wurde in Albanien das Praktizieren jeglicher Religion, auch der jüdischen, verboten. Erst nach dem Sturz der kommunistischen Diktatur konnten albanische Juden mit Hilfe der jeweiligen Regierung nach Israel und einige auch in die USA ausreisen. 1990 und 1991 sind 350 albanische Juden nach Israel und 37 in die USA ausgewandert: Lediglich 32 blieben in Albanien. Einige der 1990/91 ausgewanderten Juden sind allerdings nach Albanien zurückgekehrt – jedenfalls zeitweise: Sie kaufen in Albanien eine Wohnung, um in der Heimat einige Monate im Jahr

Rettung von Juden in Albanien

 Albert RAMAJ

Jüdische Spuren finden sich auf albanischem Boden seit dem 7. Jahrhundert. So sind 2003 zwei israelische Professoren, Ehyd Netzer und Gideon Foerster, nach Forschungen in Saranda (Südalbanien) zu der Auffassung gelangt, dass die dortige Basilika früher als Synagoge gedient haben muss. Darüber hinaus gibt es in der Region vereinzelt noch frühere Spuren, und zwar von romaniotischen Juden (= Juden, die sich nach der Vertreibung aus Judäa durch die Römer im byzantinischen Reich angesiedelt hatten): aus dem 2. Jahrhundert (etwa die Synagogen in Stobi, heute: Mazedonien) und aus dem 4. Jahrhundert (Grabsteine in Montenegro; «jüdische Gräber» in Shkopet bei Mati/Albanien). Eine Synagoge in Skopje (alb. Shkup) wurde im Jahre 1361 errichtet; in Durrës sind Juden seit 1281, im Kosovo –z.B. in Novobrdó bei Prishtina – bereits 1442 nachgewiesen. Im heute nordgriechischen Ioannina (alb. Janina), das historisch-ethnisch «Südalbanien» zugerechnet wird, haben Juden schon seit dem 12. Jahrhundert gelebt. Benjamin Ben Jonah von Tudela (gest. 1173) schrieb damals: «Sie sind im Glauben der Nazaräer nicht fundiert und verwenden jüdische Namen unter einander, und einige sagen, sie seien Juden» (Elsie, S. 111).

Die ersten jüdischen Zuwanderer (etwa 90 000) stammten wahrscheinlich aus den älteren Judengemeinden von Saloniki und Verria. Sephardim (Spaniolen) waren seit 1492 vor der Judenverfolgung aus Spanien ins Osmanische Reich geflohen. Über die Küstenstädte Durrës und Vlora erreichten sie u.a. Berat und Elbasan (Schukalla, S. 541; Elsie, S. 111f.). Sie haben archäologische Spuren hinterlassen. Auch sind infolge der jüdenfeindlichen Politik Papst Pauls IV. (1555-1565) viele Juden aus dem Kirchenstaat in albanische Gebiete geflohen. Unter osmanischer Herrschaft hatten sie weniger zu befürchten als in christlichen Ländern. Die albanischen Siedlungsgebiete waren seit 1468, dem Tod von Gjergj Kastrioti («Skanderbeg»), endgültig osmanisch.

Wertvolle Handschriften der «Sefer Thora» befanden sich 500 Jahre in Albanien, und zwar in der kleinen Stadt Vlora. 1930 sind sie verschwunden. Vlora war ein wichtiges jüdisches Zentrum in Albanien. Um 1520 hatte es hier 609 Häuser von Juden gegeben, Ihre Synagoge wurde im Ersten Weltkrieg zerstört. –Übrigens hat der jüdische Kabbalist, Sabbatianer und Pseudo-Messias Sabbataj Zewi (geb. 1626 zu Smyrna) nach Jahrzehnten unsteten Wanderns sein Leben 1673 oder 1676 in Ulcinj (alb. Ulqin, it. Dulcigno) abgeschlossen unter dem Namen Mehmed Effendi, nachdem er 1666 hatte zum Islam

übertreten müssen.

Anfang des 19. Jahrhunderts haben die meisten Juden die nördlichen und zentralen Regionen Albaniens verlassen und sich im Süden des Landes sowie in einigen Orten jenseits der Grenze, in Griechenland, niedergelassen. Einer Volkszählung im Jahre 1910 zufolge lebten in den albanischen Vilajets (= Bezirken) Janina 5077, Manastir (heute: Bitola, Mazedonien) 6497 sowie im Vilajet Kosovo 3171 Juden; in Shkodra (Skutari) hingegen gab es keine Juden. Dabei befanden sich die größten jüdischen Gemeinden in den Städten Manastir: 6435 Personen, Janina: 4373, Skopje (Mazedonien): 2327, Preveza (heute: Nordwest Griechenland): 431 – alle Gemeinden lagen also außerhalb des heutigen albanischen Staatsgebietes. Hingegen waren nach der (nicht unumstrittenen) Volkszählung von 1930 in ganz Albanien offiziell nur 204 Juden gemeldet; ihre Gemeinde wurde erst am 2. April 1937 amtlich anerkannt.

Juden mit albanischem Hintergrund in Kultur und Politik

Es gibt eine Reihe von Menschen jüdischer Abstammung mit Wurzeln oder Verbindungen zu Albanien, die in Kultur und Politik eine gewisse Bedeutung hatten oder noch haben, z.B. der Postminister des erstmals 1912 unabhängig gewordenen Albaniens, Lef Nosi, war ein zur Orthodoxie konvertierter Jude Verwandte von ihm leben bis heute in Tirana. Alexander Moissi (Aleksandër Moisiu; 1879-1935): Schauspieler am Wiener Burgtheater und Mitbegründer der Salzburger Festspiele – war albanisch-jüdischer Abstammung – wie natürlich auch der mit ihm verwandte heutige Präsident der Republik Albanien, Alfred Moisiu (geb. 1929). Ein Urenkel von Alexander Moissi ist der deutsche Schauspieler Gedeon Burkhard (geb. 1969; bekannt aus der Krimi-Serie «Kommissar Rex»): auch er hat also jüdisch-albanische Wurzeln. Ein bedeutender Jude in Albanien war auch der Übersetzer Robert Schwarz/Shvarc, der bis zu seinem Tode (2003) in Albanien blieb; sein Sohn Edvin schreibt häufig in albanischen Zeitungen über Juden, Judentum, Antisemitismus. Es gab jüdische Wissenschaftler, die keine biographische Verbindung zu Albanien hatten, sich aber mit albanischer Kultur, Sprache oder Geschichte beschäftigten – so der Wiener Linguist Norbert Jokl (*1877), der 1942 auf dem Transport ins KZ umgekommen ist; mit ihm ging sein Manuskript eines Etymologischen Wörterbuchs der albanischen Sprache verloren. Ein Historiker, der sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der

MOSER, Jonny „Die Katastrophe der Juden in Österreich 1938-1945 - ihre Voraussetzungen und ihre Überwindung“ in: *STUDIA JUDAICA AUSTRIACA*, Bd. V Edition Roetzer Eisenstadt 1977

¹ RGBI I, S.237

² Reichsbürgergesetz v. 15.Sept.1935, RGBI I S.1146

³ RGBI I, S.225

⁴ Achs, O. „Wien 1938“

⁵ Allgemeines Verwaltungsarchiv d. Republik, BMU 23 in genere, 11354/38

⁶ Verordnungsblatt für den Dienstbereich des Ministeriums für innere und kulturelle Angelegenheiten, Abt.IV: Erziehung, Kultus und Volksbildung, 7.Stück, vom 1. Juli 1938

⁷ Punkt B des in 3.2 zitierten Erlasses

⁸ Archiv d. Stadt Wien, Index 1938/4345

⁹ Klüger, Ss. 15, 16

¹⁰ Schulchronik der HS 20., Greiseneckergasse; Archiv d. Stadt Wien

¹¹ RMinAmtsbIDtsch Wiss. 1938 S.520 in: Fricke-Finkelnburg, S.271

¹² Schulchronik der VS 11., Braunhubergasse; Archiv d. Stadt Wien

¹³ Schulchronik der VS 6., Hirschengasse; Archiv d. Stadt Wien

¹⁴ Studia Judaica Austriaca, Bd. V, S.124

¹⁵ Encyclopedia Judaica, Bd.3, S.898

¹⁶ Fricke-Finkelnburg, S.259, Anm.15

¹⁷ Wörtliche Zitate aus Faszikel BMU in genere 32820/38 im Allgemeinen Verwaltungsarchiv d Republik ■

AbgzNR Herbert Scheibner Stellvertretender Klubobmann

wünscht allen
Leserinnen und Lesern des
DAVID und der
jüdischen Gemeinde
in Österreich einen
schönen Sommer!

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker
1160 Wien, Wattgasse 9-11
e-mail: rudolf.mayer1@chello.at
Tel.: 485 57 22, Fax: 4850 33 69
- Elektrogerätverkauf - Elektroinstallationen -
- Alarmanlagen -

*wünscht allen Kunden, Verwandten,
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommerurlaub!*

Hotel Stefanie



Kategorie ****, First Class
1020 Wien, Taborstraße 12,
Telefon: 211 50-0 Fax: 211 50-160
e-Mail: stefanie@schick-hotels.com
Internet: www.schick-hotels.com

122 Zimmer mit Bad/WC, Kabel-TV,
Telefon, Radio, Minibar, Haarfön,
Klimaanlage, Internetzugang,
Restaurant, Veranstaltungsräume,
Hofgarten, Bar, Garage im Haus.

Wir reservieren Ihnen gerne auf
Wunsch auch ein koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden
und Gästen einen schönen Sommer!**

★★★★
**HOTEL
STEFANIE
WIEN**

Günther BARNET LAbg. a.D. und Familie

wünschen allen Leserinnen und
Lesern des DAVID und der jüdischen
Gemeinde in Österreich einen
erholsamen Urlaub!



MECHANIK - ELEKTRIK
SPENGLEREI

WERNER GRÖGOR
Ges.m.b.H.



Bei Havarie im Raum Wien
eigener Abschleppdienst
und Leihwagen nach Absprache

ROSINA KOHN

1170 Wien, Weissgasse 42
Tel. 486 34 33, Fax DW 22
e-Mail: groegor@nusrf.at
Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr



Gerhard Kubik

Bezirksvorsteher des
2. Bezirkes wünscht

allen jüdischen
Bürgern einen
schönen Sommer!

vermerkt für den 12. November 1938 „Sprengung des Judentempels“ mit genauer Zeitangabe „11 Uhr 30“, also während des Unterrichtes. Schule und Synagoge lagen auf Hausnummer 3, resp. 7.¹² Offenbar kam es aber zu keiner Beeinträchtigung des Schulalltags, wie es dagegen für die folgende Schule laut Bericht ihres Direktors der Fall war: „10.11. 9 Uhr 25: Sprengung des Tempels in der Schmalzhofgasse. Starke Detonation, hierauf Feuer. Nachbarschule wird geräumt (grenzt an den Tempel), da, lt. Bericht aus der Nachbarschule, Flammen herüberschlagen. Die Knaben verlassen in größter Ordnung unter Aufsicht der Lehrpersonen über meinen Auftrag das Schulhaus, werden in der Liniengasse Richtung Gürtel entlassen. Meldung an den Inspektor und an den SSR (Zentrale) durch mich um 10 Uhr 45 Min.“¹³ Über Reaktionen von Lehrern, Schülern und Eltern wird nirgends etwas berichtet. Der allgegenwärtige Terror scheint sehr wirksam gewesen zu sein; eine Zustimmung vieler zum Pogrom darf man wohl auch voraussetzen.

Nach der „Reichskristallnacht“ verstärkten sich Flucht und Auswanderung der Wiener und österreichischen Juden lawinenartig. Von meinen fünf vorher erwähnten Mitschülerinnen verließen vier zwischen November 1938 und Februar 1939 Wien. Es ist also sicher, daß der Bedarf an Schulen für jüdische Kinder schlagartig abnahm - wie es sich die Machthaber ja auch wünschten und vorstellten.

Ende der öffentlichen Beschulung jüdischer Kinder

Einleitend sei daran erinnert, daß am 1. September 1939 der deutsche Angriff auf Polen und mit ihm der 2. Weltkrieg begann. „Der VÖLKISCHE BEOBACHTER“ brachte im Mai 1939 einen Bericht über die Bevölkerungsbewegung bei den Juden, daß bis zum Mai 1939 rund 100 000 österreichische Juden ausgewandert seien. Bis zum Kriegsausbruch am 1. September 1939 wanderten weitere 10000 Juden aus.

Insgesamt gelang es, rund 125 000 österreichische Juden zur Auswanderung zu bringen.¹⁴ Nach den Statistiken der Israelitischen Kultusgemeinde lebten am 13. März 1938 in ganz Österreich 181 778 Juden, davon 165 946 in Wien. Nach den Aufzeichnungen des Reichsführers SS Heinrich Himmler allerdings wurden 220 000 von den Nürnberger Gesetzen betroffen.¹⁵ Die Differenz erklärt sich daraus, daß die „Rassengesetze“ auch Personen betrafen, die der Kultusgemeinde nicht angehörten, zum Christentum übergetreten oder auch ohne religiöses Bekenntnis waren.

Infolge der Kriegereignisse wurden die Möglichkeiten zur Auswanderung so sehr verringert, daß diese im Sommer 1940 fast völlig zum Stillstand kam. Für die unglücklichen Zurückgebliebenen beschlossen der damalige Reichsstatthalter der „Ostmark“ von Schirach und Hitler die Deportation in das sogenannte „Generalgouvernement“, d.h. Zentralpolen. Das bedeutet noch nicht unmittelbar den Massenmord;

dieser wurde erst im August 1941 geplant und auf der „Wannseekonferenz“ im Jänner 1942 in Berlin beschlossen. Freilich erlagen Hunderte den Strapazen des Transportes, wurden am Zielort erschossen oder fielen dem Probetrieb von Vergasungsautobussen zum Opfer.

Von den 10000 Wiener Juden, deren Deportation geplant war, ereilte dieses Schicksal zunächst „nur“ etwas über 5000. Eine meiner ehemaligen Mitschülerinnen z.B. blieb noch mit Mutter und dem schwerkranken und aller seiner Besitzungen beraubten Vater zurück. Wie es dieser schaffte, doch noch genügend Geldmittel und die geforderten Dokumente aufzutreiben und im Juli 1941 mit seiner Familie auszureisen, ist mir nicht bekannt.

Wie knapp das Entkommen war, ist daraus zu ersehen, daß im August desselben Jahres ein Auswanderungsstopp für alle männlichen Juden verfügt und ab 1. September das Tragen des „Gelben Sternes“ Vorschrift wurde.

Für die Deportationen wurden Sammellager eingerichtet; eines befand sich in der vormaligen „Judenschule“ Kleine Spergasse im 2. Bezirk, die 1940 geschlossen wurde. Ab Dezember 1942 ist dieses Gebäude laut Schulchronik der Volksschule 2. Bezirk, Leopoldsgasse „wieder für schulische Zwecke nutzbar“, d.h. daß die Deportationen so gut wie abgeschlossen waren.

Die letzten amtlichen Mitteilungen über die Schließung von „Judenschulen“ gelten für das Schuljahr 1939/40 und Ruth Klüger spricht von „fast 4 Jahren“, in denen sie von Schule zu Schule gejagt worden war. Für ihre Altersstufe gilt dies also für die Schuljahre 1937/38 bis 1940/41. Bis zu ihrer Deportation im Sommer 1942 besuchte sie keine Schule mehr. Dazu gibt es folgenden Hinweis: „Die Schulpflicht für jüdische Kinder war in diesem Jahr (1942) faktisch aufgehoben worden. Am 20.6.1942 hatte das Reichserziehungsministerium in einem unveröffentlichten Erlaß mit Wirkung vom 30.6.1942 die Schließung aller jüdischen Schulen verfügt.“¹⁶

Bemühungen der Israelitischen Kultusgemeinde um einen geordneten Unterrichtsbetrieb für jüdische Kinder

Nach Überwindung des ersten Schocks begann sich die IKG darum zu bemühen, den jüdischen Kindern einen vertretbaren Bildungsweg zu sichern. Sie verfaßte vor Beginn des Schuljahres 1938/39 eine Eingabe an den Stadtschulrat für Wien, die ihre Vorstellungen für einen ordentlichen Schulbetrieb für jüdische Kinder zum Gegenstand hatte. Diese wurde unter der Präsenzzahl 312/38 dem Ministerium für Innere und Kulturelle Angelegenheiten, Abt. IV, vorgelegt und mit Bemerkungen versehen.

Im folgenden werden die Ersuchen der IKG und die Stellungnahmen des SSR f.W. punktwise dargestellt.¹⁷ Diese Stellungnahme wird jeweils wörtlich zitiert.

1. Es wird eine Besoldung der jüdischen Lehrer

ich ausfindig machen konnte, verließen Österreich zwischen dem 10. Mai 1938 und dem 14. Juli 1941. Die letzte Familie schaffte es offensichtlich noch knapp vor dem im Oktober 1941 angeordneten endgültigen Auswanderungsstopp. Wer dann noch in Wien verblieben war, verfiel bis auf wenige Ausnahmen der Deportation. Die Schule in der Kleinen Sperlgasse, die im Dezember 1940 aufgelassen worden war, diente von da an als Sammelstelle für die zu Deportierenden. Die Schulchronik der Volksschule im 2. Bezirk, Leopoldsgasse, vermerkt, daß die Kleine Sperlgasse als „Judendurchzugslager“ gedient hat und „ab Weihnachten 1942 wieder für schulische Zwecke nutzbar“ wurde. Die Deportationen aus Wien waren also um diese Zeit abgeschlossen. Auch die spätere Literatin und Germanistin Ruth Klüger und ihre Mutter waren unter den zuletzt Deportierten. Was sie bis dahin - also durch ihre gesamte Volksschulzeit und noch etwas länger - erlebt hat, sei hier zitiert: „Aber es lag mir im Grunde wenig daran, ob ich pünktlich oder unpünktlich in die Schule kam. Denn es war unwesentlich geworden, ob ich rechtzeitig da war. Wichtiger war schon eher, wie viele von den Klassenkameraden „ausgehoben“, das heißt deportiert worden oder untergetaucht waren oder doch noch das Land hatten verlassen können. Man kam in die Klasse und sah sich um. Die, welche fehlten, waren möglicherweise krank, wahrscheinlicher war es, daß man sie nicht wieder zu Gesicht bekommen würde. Wenn es zu wenige waren, dann wurde die Schule aufgelöst und die Schüler in eine andere, ebenso zusammengeschrumpfte, versetzt. Die Klassenräume waren immer älter und verkommener geworden... Die Kinder, die in Wien geblieben waren, trugen immer ärmlichere Kleidung, ihre Sprache wurde immer dialektdurchsetzter, man hörte ihnen die Herkunft aus den ärmeren Vierteln der Stadt an. Denn ohne Geld konnte man nicht auswandern. In allen Ländern der Welt waren die ärmeren Juden noch weniger willkommen als die wohlhabenden. Und auch die Lehrer verschwanden, einer nach dem anderen, sodaß man sich alle zwei, drei Monate auf einen neuen gefaßt machen mußte. In acht verschiedenen Schulen hab ich diesen Schulbetrieb etwa vier Jahre lang mitgemacht...“.⁹ Die Zahl der Pflichtschüler, die ab dem 16. Mai 1938 öffentliche jüdische Volks- und Hauptschulen zumindest kurzfristig besuchten, ist heute nicht mehr eruierbar. Ihre Schuldokumente sind ebenso verschwunden wie die „Klassenbücher“, die statt der alten Klassenkataloge seit dem Jahr 1921 geführt werden mußten. Da das Fehlen der oben genannten Dokumente nicht pauschal mit Bombenschaden, Einquartierung und anderen Kriegseinwirkungen erklärt werden kann, ist eine absichtliche Vernichtung nicht auszuschließen - wann immer diese auch stattfand.

Aussagen der Schulchroniken zur Ausschulungsthematik

Die 30 Schulchroniken, die ich bearbeiten konnte, stellen nur 10% des anzunehmenden Bestandes

dar. Dennoch können einige Aussagen gemacht werden.

5 Chroniken mußte ich ausscheiden, da sie erst mit dem April 1945 beginnen. Leider waren darunter alle aus meinem ehemaligen eigenen Schulbezirk, auch die „Judenschule“ Eslargasse. Von den verbleibenden 25 erwähnen 13 die Ausschulung der jüdischen Kinder überhaupt nicht, die 12 übrigen nennen teilweise die Zahl der Ausgeschulten und die Schule, an die sie sich zu begeben hatten. Mit Vorsicht kann man also behaupten, daß die Hälfte der Schulen Wiens ein so einschneidendes Ereignis nicht einmal erwähnenswert fand. Vielleicht haben auch Angst oder Schuldgefühle eine Rolle gespielt.

In einer einzigen Chronik fand ich eine Eintragung, die eine gewisse Bedachtnahme auf die Lage der jüdischen Kinder verrät: „22.III. 1938 Die jüdischen Schülerinnen zeigten am 1. Schultage ein bedrücktes Wesen. Dieses verschwand, als ihnen erklärt wurde, daß sie keinerlei Verfolgungen erdulden müssen. Wir wollen nur eine reinliche Scheidung zwischen deutscher und jüdischer Nation. Die jüdischen Schüler waren wie immer sorglos und lustig.“¹⁰ Wohlmeinung? Illusion?


Am 16. Mai 1938 war es damit zu Ende. 52 Buben und 61 Mädchen mußten die Schule verlassen; es wurde ihnen ein Schulweg von der Greiseneckergasse in die „Judenschule“ Währingerstraße 43 zugemutet, also in den 9. Bezirk. Ebenso erging es den Kindern aus der Hauptschule 20. Jägerstraße. Die Beispiele ließen sich fortsetzen.

Verschärfung der Lage im Schuljahr 1938/39

Im November dieses Schuljahres ereignete sich bekanntlich der Mord an einem Mitglied der deutschen Botschaft in Paris durch einen jungen Juden, dessen Eltern zusammen mit Hunderten von Leidensgenossen als polnische Staatsbürger von Deutschland an die polnische Grenze transportiert wurden. Polen wollte diese Menschen nicht übernehmen und während des Hin und Her zwischen den beiden Ländern litten die Juden unsägliche Qualen durch Hunger, Kälte und Angst. Das Attentat diente nun der deutschen Regierung als Vorwand zum Befehl für einen Pogrom im ganzen Reichsgebiet, der als „Reichskristallnacht“ vom 9. auf den 10. November 1938 in die Geschichte eingegangen ist. Daß es sich dabei nicht um einen „spontanen Volksaufstand“ gehandelt hat, ist inzwischen längst durch Dokumente hinlänglich nachgewiesen; ebenso aber auch, daß der Pöbel im gesamten Reichsgebiet und natürlich auch in den österreichischen Städten die Gelegenheit zu Plünderungen und Gewalttaten eifrig ergriff. In Wien wurden alle Synagogen verwüstet und bis auf eine auch angezündet - diese letztere wurde nur geschont, weil ihr Brand unfehlbar auch benachbarte Häuser schwerstens gefährdet hätte.

Von sieben meiner - zu diesem Zeitpunkt schon ehemaligen - Mitschülerinnen, deren Ausreisedaten ich

Jüdische Schüler an den Wiener Pflichtschulen vom März 1938 bis 1942

 Hedwig MILLIAN

Gesetzliche Voraussetzungen

Der nationalsozialistische Staat legte Wert darauf, daß die Behörden streng gesetzeskonform vorgingen. Es sei allerdings daran erinnert, daß seine Gesetze in ihrer Gesamtheit von einer vollkommen undemokratischen Regierung beschlossen wurden. Am 13. März 1938 wurde der „Anschluß“ Österreichs an das Deutsche Reich proklamiert¹ und durch die angeordnete Volksabstimmung am 10. April desselben Jahres bestätigt. Unter welchen Bedingungen das „überwältigende Ja“ zum „Anschluß“ Österreichs zustande kommen konnte, ist historisch versierten Personen aus den Erfahrungen mit „Wahlen“ in den Satellitenstaaten der ehemaligen Sowjetunion bestens bekannt. Theoretisch waren also vom 10. April an alle Reichsgesetze auch in Österreich anzuwenden; praktisch bedurften sie einer jeweiligen amtlichen Kundmachung durch die entsprechende Behörde. Diese Kundmachungen erfolgten sehr rasch nacheinander. Ich beschränke mich auf jene, die für mein Thema relevant sind.

Verordnungsblatt für den Dienstbereich des Ministeriums für innere und kulturelle Angelegenheiten, Abteilung IV: Erziehung, Kultus und Volksbildung, Jahrgang 1938, 6. Stück vom 15. Juni 1938:

Darin wird die Einführung der „Nürnberger Rassen-gesetze“ mit dem Datum 20. Mai 1938 in Österreich bekanntgemacht².

Verordnungsblatt für den Dienstbereich des Ministeriums für innere und kulturelle Angelegenheiten, Abt. IV: Erziehung, Kultus und Volksbildung, Jahrg. 1938, 7. Stück vom 1. Juli 1938

Darin wird die „Verordnung zur Neuordnung des österreichischen Berufsbeamtentums“ vom 31. Mai 1938 bekanntgemacht.

Weitere Reichsgesetze und -verordnungen vor 1938

Auf Grund der oben angeführten Gesetze war schon in den Jahren von April 1933 bis Dezember 1937 im Deutschen Reich mit einer Reihe anderer Verordnungen gegen jüdische Schüler und Lehrer vorgegangen worden. Die Hauptsorge galt zunächst der Beschränkung der Zahl jüdischer Schüler an mittleren und höheren Lehranstalten. Das „Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hoch-

schulen“ vom 25. April 1933³ schrieb z.B. vor, nur so viele jüdische Schüler in mittlere und höhere Schulen aufzunehmen, wie es dem durchschnittlichen Anteil der jüdischen Bevölkerung entsprach.

Maßnahmen gegen Lehrer und Schulaufsichts-beamte

Da es im höchsten Interesse der nunmehrigen obersten Organe liegen mußte, die Schulen mit ihren vielfältigen Möglichkeiten zur Einflußnahme auf Kinder und Eltern so schnell als möglich „gleichzuschalten“ und dafür willfähige Beamte zur Verfügung zu haben, wurden zuerst die führenden Beamten der Landesschulbehörden mit allen ihren Abteilungen zur Gänze außer Dienst gestellt. Von den Schulaufsichtsbeamten der einzelnen Inspektionsbezirke Wiens blieben nur wenige, von den Pflichtschuldirektoren etwa die Hälfte auf ihren Posten; wieviele Lehrer außer Dienst gestellt wurden, war für mich nicht mehr zu eruieren.

Maßnahmen gegen jüdische Schüler


Neben der Umstellung des gesamten Unterrichtes zum Zwecke der Indoktrinierung der Schüler, die Oskar Achs sehr informativ dargestellt hat,⁴ wurde die „Säuberung“ der Schulen von „artfremden“ Schülern zügig in Angriff genommen. Die gesetzlichen Grundlagen dazu waren vorhanden: sie fußen auf der Verordnung des Reichsministeriums für Wissenschaft, Kultur und Volksbildung vom 2. Juli 1937 und wurden vom Wiener Bundesministerium für Unterricht im April 1938 in einem Erlaß bekanntgemacht.⁵ Die endgültige Regelung, die ab dem Schuljahr 1938/39 zu gelten hatte, wurde am 13. Juni 1938 erlassen.⁶ Für Wien galten also laut Erlaß Z. 20394 - III/9 folgende Bestimmungen:

Jüdische Schüler unterliegen der Schulpflicht. Für die Pflichtschulen (6-14jährige) gilt:

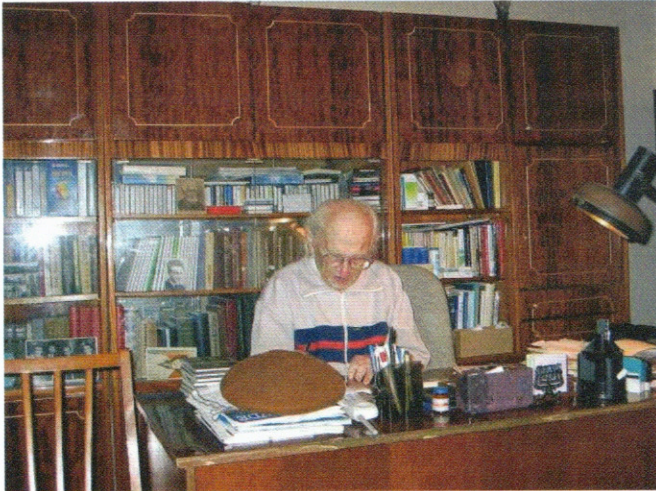
a) in Stadtgebieten, in denen nach den bestehenden Verhältnissen die Zusammenziehung schulpflichtiger jüdischer Kinder in eigenen allg. öff. Schulen möglich ist, sind die hierfür erforderlichen Vorkehrungen in der Weise zu treffen, daß eine dem rassischen Gesichtspunkte entsprechende Neufestsetzung der Schulsprengel vorgenommen wird;

b) sollte es in einzelnen Stadtgebieten nicht möglich sein, für die jüdischen Schüler eigene öffentliche Pflichtschulen zu führen, so sind bei mindestens 20 solcher Schüler an den öffentlichen Pflichtschulen Sammelklassen für diese jüdischen Schüler einzurichten. In diesen Sammelklassen können auch

Bericht über eine Matinee für Josef Burg „An den Ufern des Czeremosz“

 Helene Belndorfer

Anlässlich seines 95. Geburtstags am 30. Mai ließen langjährige Freunde das Werk und die Lebensstationen eines außergewöhnlichen Menschen, des bekannten, in Czernowitz lebenden jiddischen Schriftstellers und geborenen Österreicherers Josef Burg, Revue passieren. Der



Josef Burg an seinem Schreibtisch in der Landhausgasse (Nov. 2005)

Autor selbst kann leider seine Wohnung in Czernowitz aus Krankheitsgründen nicht mehr verlassen, ließ aber ausrichten, daß er „mitten unter den Besuchern“ sei.

Schirm- und Hausherr der Veranstaltung vom 15. April 2007 im Rumänischen Kulturinstitut war der rumänische Botschafter Professor Dr. Andrei Corbea-Hoisie, der selbst Bücher über Czernowitz und seine mitteleuropäische Kultur geschrieben hat. Er freute sich für seinen „Freund aus der Ferne“ über einen übervollen Saal. Gemeinsame Veranstalter waren die federführende Theodor-Kramer-Gesellschaft, das Österreichische Literaturarchiv in der Österreichischen Nationalbibliothek und die Österreichische Gesellschaft für Literatur.

Als ersten Programmpunkt stellte der deutsche Verleger Hans Boldt die Buchreihe „Der Erzähler Josef Burg“ vor, die rechtzeitig zum Geburtstag des Autors eine interessante, von ihm sehr gewünschte Ergänzung erfahren wird. Ende Mai erscheint „Über jiddische Dichter“ - Geschichten, in denen Josef Burg seine Begegnungen mit fünf jiddischen Dichtern festhielt und sie so vor dem Vergessen bewahrt.

Dann führten Wendelin Schmidt-Dengler, Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Wien und Leiter des Österreichischen Literaturarchivs (ÖLA) an der Österreichischen Nationalbibliothek, das den Vorlaß Josef Burgs beherbergt, und Konstantin Kaiser, Leiter der Theodor-Kramer-Gesellschaft, Schriftsteller und Literaturwissenschaftler, einen lebhaften Dialog über

Josef Burg. Warum findet sich der Vorlaß eines jiddisch schreibenden Schriftstellers überhaupt im ÖLA und im Lexikon der Österreichischen Exilliteratur, fragte Kaiser. Schmidt-Dengler argumentierte mit der Verpflichtung des ÖLA, sich um die Schriftsteller aus dem ehemaligen Bereich der Habsburgermonarchie zu kümmern, mit der Bedeutung der Regionen Bukowina und Galizien für die österreichische Literatur, und der Rolle, die Wien für das Werk Josef Burgs spielte. Er hatte an der Wiener Universität in den 1930er Jahren Germanistik studiert. Und dann sei Wien, was die Konservierung des Vorlasses betrifft, sicherer als Czernowitz. Kaiser ergänzte, daß



Felix Mitterer, Heinz Janisch, Hans Boldt, Helene Belndorfer, Andrei Corbea-Hoisie, Konstantin Kaiser

das Konzept der Nationalliteratur ohnehin nicht mehr so eng gesehen werde, Schriftsteller also verschiedenen Literaturen angehören könnten. Josef Burg habe durchaus auch Gemeinsamkeiten mit der ukrainischen Literatur, seine frühesten Erzählungen stehen der ukrainischen Romantik nahe, oder der bukowinisch-rumänischen Literatur. Nicht umsonst seien seine beiden ersten Bücher in Bukarest erschienen. Schmidt-Dengler hob Burgs ästhetische Fähigkeiten hervor, die weit über bloßes Geschichtenerzählen hinausgehen, einfache Geschichten, filigran erzählt, die feinen Textstellen, die nie novellistisch hochgespielt werden... und er schwärmte von Burgs Sprache. Ein Deutsch, das wir nicht mehr hören, die Vokale kommen fein und elegant, ziseliert, wie unsere Väter und Großväter gesprochen haben, eine andere Dimension des Sprechens. Dringlichstes Gebot sei eine ordentliche Biographie. Und er empfahl den Besuchern, sich Burgs Bücher zu besorgen als wichtige Bestandserweiterung der Bibliothek.

Der renommierte Dramatiker und Drehbuchautor Felix Mitterer, Freund und Unterstützer Josef Burgs, las die dramatische Geschichte „Der Zaddik“, in der der alte Waldhüter Asriel in den Bergen der Karpaten „zwei betrunkene,

Den könn' ma mit der Bim suchen.



 **WIENER LINIEN**

Die Stadt gehört Dir.



Charlotte Salomon

Leben? Oder Theater?

 Silvia EIBLMAYR

Die Ausstellung *Charlotte Salomon. Leben? Oder Theater?* war von 16. März bis 3. Juni 2007 in der Innsbrucker Galerie im Taxispalais zu sehen.

Leben? Oder Theater? ist ein einzigartiges Werk, das die junge Charlotte Salomon (1917 – 1943) in den Jahren 1940-42 geschaffen hat. Im Exil in Südfrankreich, wohin sie und ihre Großeltern vor der nationalsozialistischen Verfolgung aus Berlin geflohen waren, beginnt sie, ausgelöst durch traumatische Ereignisse in der Familie, in einer fiktionalisierten Biografie ihr Leben aufzuzeichnen.

Sie wählt die dramaturgische Form eines „Dreifarben Singespiels“, wie sie es nennt, eine Kombination aus Bildern, Texten und zu einzelnen Szenen speziell ausgewählten Musikstücken. Auf 280 Gouachen mit dazugehörigen Texten, eine Auswahl für die Ausstellung aus dem insgesamt 1328 Blätter umfassenden Werk, erzählt Charlotte Salomon in 10 „Akten“ ihre Geschichte. Sie malt auf Zeichenblättern, wobei sie lediglich drei Farben, rot, blau und gelb, verwendet, aus denen sie die Mischungen und Schattierungen herstellt. Die Texte malt sie zuerst auf über das Bild gelegte Transparentblätter, später direkt in die Szenen hinein.

Das Werk besteht aus einem Vorspiel, einem Hauptteil und einem Nachwort. Salomon lässt mehr als zwanzig Personen mit erfundenen Namen auftreten. „Sie sind Darsteller eines dramatisierten Lebens, in dem sich, ganz bewusst, Realität und Erfindung ineinander auflösen. Charlotte Salomon selbst hat sich auf die Rolle des ‚Verfassers‘ zurückgezogen. Eine Verfasserin, die als Erzählerin fungiert, manchmal mit nüchternen Beschreibungen, oft mit ironischen Kommentaren.“ (Astrid Schmetterling)

Salomon beginnt ihre Geschichte vor ihrer Geburt mit dem Selbstmord eines jungen Mädchens, ihrer Tante; sie schildert die Hochzeit der Eltern, ihre Geburt, ihre Kindheit in Berlin, wo sie in einer an Kultur interessierten jüdischen Familie heranwuchs. Sie berichtet von ihrer Mutter, die sich das Leben nahm, als sie acht Jahre alt war, und von ihrem

Vater, einem Professor für Medizin, der später die bekannte Sängerin Paula Lindberg heiratete. Sie malt sich als Kunststudentin, erzählt von ihren Leidenschaften als junges Mädchen und ihrem „Mentor“ Amadeus Daberlohn, der ihr seine für die damalige Zeit aktuellen Kunsttheorien erklärt. Von den tragischen Selbstmorden, die ihre Familie überschattet hatten, erfuhr sie jedoch erst in Südfrankreich, als sich bei Kriegsbeginn auch die Großmutter umbrachte. Salomon beschreibt auch die politischen Ereignisse, die ihr Leben beeinflussen: die Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 und die zunehmenden antisemitischen Repressionen, die Emigration, schließlich den Tod der Großmutter und den Krieg.



Charlotte Salomon, Leben? Oder Theater?, Inv. Nr. 4155-1, Sammlung Joods Historisch Museum, Amsterdam © Charlotte Salomon Foundation

Salomon, die passionierte Kinogängerin war, bedient sich bei ihrer künstlerisch höchst interessanten Erzählform filmischer Mittel wie der Rückblende und Montage, der Serialität, des Perspektivenwechsels oder der Großaufnahme, während die Bild-Text-Kombination an Comics erinnert. Die Auswahl der Musikstücke ist strukturell ebenfalls mit

dem Film vergleichbar. Salomon wechselt zwischen ernster Musik wie Liedern und Operarien und populärer Musik wie Volksliedern und Schlagern, die die jeweiligen Szenen begleiten oder untermalen. In *Leben? Oder Theater?* antizipiert Salomon in ihrer die Genres überschreitenden, „offenen“, gleichsam unaufführbaren Form wichtige Aspekte der Aktions- und Performancekunst der Nachkriegszeit mit den impliziten Fragen nach Gender und weiblicher Subjektivität.

Charlotte Salomon wurde 1943, kurz nachdem sie den österreichischen jüdischen Flüchtling Alexander Nagler geheiratet hatte, verraten und von den Deutschen verhaftet. Im selben Jahr wurde sie in Auschwitz ermordet, kurz darauf auch ihr Mann.

Ihr Werk wurde in Frankreich versteckt. Albert und Paula Salomon, ihr Vater und ihre Stiefmutter, hatten die Shoah in den Niederlanden überlebt und reisten 1947 nach Frankreich. Ottilie Moore, die Amerikanerin, die Charlotte und ihre Großeltern aufgenommen



Zum bevorstehenden Sommer
übermittle ich
allen jüdischen Bürgern,
vor allem aber den Leserinnen und Lesern
der Zeitschrift DAVID,
meine besten Grüße und Wünsche.

Klubobmann Dr. Wolfgang Schüssel



*Namens der Bezirksvertretung
des 18. Bezirks wünsche ich
allen jüdischen Bürgern in
Währing
einen schönen Sommer.*

Karl Homole
Bezirksvorsteher



Bundesminister
Dr. Johannes Hahn
Landesparteiobmann



Stadtrat
Norbert Walter, MAS
Landesgeschäftsführer

Im Namen der ÖVP Wien
wünschen wir
der jüdischen Gemeinde
einen schönen Sommer!

Einen schönen und erholsamen Urlaub
allen
Jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern
wünscht



im Namen der
Bezirksvertretung Hietzing
Ihr Bezirksvorsteher
Dipl.-Ing Heinz Gerstbach



ÖVP Wien, Rathauspl. 9, 1010 Wien
Tel.: 01/515 43 - 900, Fax: DW 929
Internet: www.oevp-wien.at

zeigeintellektuellen“ machte.

Nae Ionescus religiös kaschierter Verriss übertraf alles, was man bis dahin an antisemitischen Äußerungen aus akademisch gebildeten Kreisen gelesen hatte. Es war „ein Schlag ins Gesicht, eine der bittersten Enttäuschungen“ in Sebastians Leben. „Nae hat mir sein Vorwort gezeigt. Eine Tragödie, ein wahres Todesurteil“, sagte der Autor damals zu Mircea Eliade. Nae Ionescus Diktion kulminierte in aggressiven Sätzen wie: „Juda leidet, weil er Juda ist. Isif Hechter, du bist krank. Der Messias ist schon gekommen, und du hast ihn nicht erkannt. Isif Hechter, fühlst du nicht, wie dich Kälte und Dunkelheit umfängen?“.

Diese Kälte und Dunkelheit – es war jedoch jene, die der Faschismus verbreitete – hatte Josef Hechter trotz seines Pseudonyms Mihail Sebastian sehr wohl zu spüren bekommen, ihre Hintergründe erkannt, in seinem Tagebuch 1935-1944 festgehalten und beeindruckend dokumentiert. So versuchte er das „Gefühl der Isolation“, das sich bei ihm als Jude 1934 einstellte, durch Lektüre, Musikhören und Arbeit zu überwinden. Gleichzeitig schrieb er unter ständiger Todesangst weiter am Tagebuch, in dem sich die ganze Tragödie jener Jahre widerspiegelt, die unaufhaltsame Vernichtung seines Volkes und das verzweifelte Warten auf den Tag, da ihn das gleiche Schicksal erreichen würde.

Erst 1996 konnten die umfangreichen Aufzeichnungen in Rumänien als Buch unter dem Originaltitel „Jurnal 1935-1944“ erscheinen, danach wurden sie bald auch ins Englische, Französische und Deutsche übersetzt. Arthur Miller vermerkte über dieses beeindruckende Dokument vom geistigen Überleben eines jüdischen Schriftstellers, der trotz ständiger existenzieller Bedrohung noch die Kraft fand, über das Zeitgeschehen zu berichten: „Dieses Buch lebt, es zeugt von einer Seele voller Menschlichkeit, aber auch von der wachsenden Brutalität des letzten Jahrhunderts, die sich vor Sebastians Augen entfaltete.“

Als sich die ersten Erfolge einstellten und er im Frühjahr 1945, voller Pläne und Hoffnungen, an die Bukarester Universität berufen wurde, befand er sich am 29. Mai 1945 auf dem Weg in die Literaturfakultät, wo er seine Antrittsvorlesung über Balzac halten sollte. Da geschah das Unheil. Er wurde von einem Lastwagen erfasst und verunglückte tödlich – im Alter von 38 Jahren.

Zwei Jahre danach, 1947, schrieb der bekannte rumänische Schriftsteller Camil Petrescu: „In einer Zeit, in der so viele zu Lebzeiten berühmte Autoren vergessen werden, sobald sie tot sind, erscheint Mihail Sebastians Persönlichkeit von Jahr zu Jahr komplexer. Es werden noch viele Jahre vergehen, bis ihr eigentliches Wesen erkannt sein wird. Sein Werk wird die Zeiten überdauern, ohne jede Hilfe, ganz aufgrund seiner inneren Substanz.“

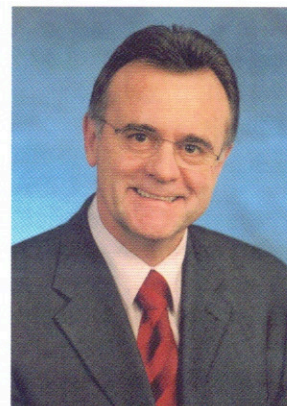
Heute, an seinem 100. Geburtstag, kann man mit Bestimmtheit sagen: Sein Werk hat die Zeiten überdauert. Als er noch lebte, war ihm der große Erfolg nicht beschieden. Vielleicht auch wegen der Tatsache, dass er dem „Bann der kleinen Kultur“ im damaligen Rumänien nicht entkommen konnte, um

– wie Arthur Segal, Victor Brauner, Marcel Janco, Tristan Tzara, Jacques Herold, Daniel Spoerri, Josef Salamon, Eugène Ionesco, Norman Manea und andere herausragende rumänisch-jüdische Künstler und Schriftsteller – seinen Weg im westlichen Europa zu gehen. So lebte er bis zu seinem tragischen Ende in „der Kloake“, wie er in bitteren Stunden das geistige und gesellschaftliche Milieu jener Jahre nannte. Doch der Schriftsteller, der einst nichts anderes „als Jude, Rumäne und Mensch der Donau bleiben“ wollte, ist trotzdem heute in Europa und auch in den USA angekommen. Das aber kann nur der Anfang einer späten Wiedergutmachung sein, die zur weiteren Kenntnisnahme seines Werkes führen wird. ■



Schalom!
Einen schönen Sommer
wünscht
allen LeserInnen der
Zeitschrift DAVID
Ferdinand Glatz
Bezirksvorsteher-Stv.
Währing

Den jüdischen Bürgern
in unserem Lande
wünsche ich einen schönen
Sommer!



HANS NIESSL
Landeshauptmann
von Burgenland

„Ein Mensch von der Donau“

Erinnerungen an den Schriftsteller Mihail Sebastian



Claus STEPHANI

Mihail Sebastian starb am 29. Mai 1945 bei einem tragischen Autounfall. Nach seinem Tod schrieb der inzwischen weltbekannte Dramaturg Eugène Ionesco: „Er hatte sich einen klaren Kopf und wahre Menschlichkeit bewahrt. Er war mir ein Freund, ein Bruder, und er war reifer geworden, ernsthaft und tief sinnig. Wie schade, dass er nicht mehr unter uns weilt.“

Diese „wahre Menschlichkeit“, die Sebastian Zeit seines kurzen Lebens kennzeichnet und geprägt hat, ging nämlich in jener Epoche, den düsteren Jahren des Faschismus, manchem rumänischen Intellektuellen zeitweilig oder für immer verloren. Selbst Mircea Eliade, Emil Cioran, Constantin Noica und andere Kulturwissenschaftler – darunter auch Freunde Sebastians, die zur geistigen Elite des Kreises „Junge Generation“ gehörten, marschierten damals in der „Eisernen Garde“ der Legionäre mit. Diese paramilitärische, rechtsextreme Gruppierung huldigte einem eigenartigen Blut-und-Boden-Kult, wobei sich ultranationale, christlich-orthodoxe und antisemitische Elemente zu einer seltsamen Art „Ideologie“ verklumpten.

Jahre später schildert der in Frankreich lebende Eugène Ionesco den Ideologisierungprozess jener Zeit in seinem berühmten Theaterstück „Rhinocéros“ („Die Nashörner“), wo der Hauptheld Béranger untätig zusehen muß, wie seine intellektuellen Freunde nacheinander dem ideologischen Fanatismus erliegen. Und in Anlehnung an den rumänisch-jüdischen Literaturkritiker Zigu Ornea stellt Edward Kanterian, Herausgeber von Sebastians Tagebuch, im Jahr 2004 die rhetorisch wirkende Frage: „Wie war es möglich, dass es inmitten einer fortgeschrittenen Zivilisation zu solch monströsen Verblendungen, solch monströsen Verbrechen kommen konnte?“ Über diese „Tragödie seiner Epoche“ wollte Mihail Sebastian in einem eigenen Buch ausführlich berichten. Doch er kam nicht mehr dazu. Und so blieb der Nachwelt nur sein Tagebuch – als „Ersatz“, doch auch als tiefes und bewegendes Zeugnis, das mit den Aufzeichnungen von Primo Levi, Anne Frank oder Victor Klemperer verglichen werden kann.

Wer war Mihail Sebastian, der am 18. Oktober 1907 als Josef M. Hechter in Brăila (dt./jidd. Brajla) an der Donau geboren wurde, in einer multiethnischen rumänischen Hafenstadt, aus der eine Reihe bekannter Künstler und Schriftsteller, wie Maximilian



Herman Maxy, Tuvia Iuster, Panait Istrati, Heinz Stănescu (Rothenberg), Alexandru Singer u.a. stammten?

Als Sebastian 1935, im Alter von 28 Jahren sein Tagebuch, das ihn später weltbekannt machte zu schreiben begann, hatte er 1933 den Novellenband „Frauen“ und 1934 den Roman „Seit zweitausend Jahren“ veröffentlicht, und er war als auch brillanter Essayist und namhafter Kulturjournalist sowie als Redakteur der renommierten Bukarester Literaturzeitschrift „România literară“ bekannt geworden.

In den Jahren 1930 und 1932 hatte Sebastian in Paris gelebt und dort als Jurist zu promoviert. Damals beendete

er auch die Arbeit an seinem ersten Roman „Die Stadt der Akazien“ einer subtilen Liebesgeschichte aus seiner Heimatstadt, die ihn als feinsinnigen psychologischen Beobachter ausweist. Das Buch konnte allerdings erst 1935 erscheinen. Mehr Erfolg hatte er mit seinen „Fragmenten aus einem gefundenen Notizheft“ (1932), das zusammen mit Mircea Eliades Aufzeichnungen „Soliloquien“ und Eugen Ionescos Streitschrift „Nein!“ mit dem Literarischen Nachwuchspreis der Königlichen Stiftung ausgezeichnet wurde.

Als die ultrarechte antisemitische „National-Christliche Partei“ unter Octavian Goga für kurze Zeit (1937/38) an die Macht kam und die ersten „Rassengesetze“ verabschiedete, ahnte Sebastian, dass nun die Juden Rumäniens einem dunklen Schicksal entgegenlebten. Im Sommer 1941 – unter Marschall Ion Antonescu – begannen dann die Deportationen nach Transnistrien, in die östlichen Vernichtungslager. In jenen Jahren, 1941-1942, setzte bei Sebastian eine Rückbesinnung auf sein Judentum ein, das bis dahin für ihn „lediglich ein Aspekt seiner individuellen Identität“ gewesen war.

So vermerkte er in seinem Tagebuch am 17. Dezember 1941: „Auf einer sonnigen, sicheren und friedlichen Insel, irgendwo im Ozean, wäre es mir gleichgültig, ob ich Jude bin oder nicht. Aber hier und jetzt kann ich nichts anders sein. Und ich will auch nichts anders sein.“ Und wie in einem Credo heißt es dann: „Ich werde nie aufhören, Jude zu sein, denn dies ist keine bloße Rolle, die man einfach ablegen könnte... Es ist eine Tatsache... aber ich werde auch nie aufhören, ein Mensch von der Donau zu sein“ und „nichts anders bleiben, als Jude, Rumäne und Mensch der Donau“.

2, 10, 4 mit Erfolg auf das Bilderverbot, um die Aufstellung einer Statue des Caligula im Tempel zu verhindern. Nach der Tempelzerstörung aber fand um etwa 100 n.d.Z. Rabban Gamaliel II. nichts mehr daran, ein öffentliches Bad zu benutzen, in dem eine Statue der Aphrodite aufgestellt war (Abhoda Zara III, 4). Man unterschied also zwischen wertfreien Bildern und solchen, die kultische Funktionen hatten. Kurt Schubert, Das Problem der Entstehung einer jüdischen Kunst im Lichte der literarischen Quellen des Judentums, Kairos 16 (1974), 1-13.

3 Vgl. Kurt Schubert, a.a.O., bes. 6-8.

4 In einer ursprünglich an der Decke der Synagoge von Dura Europos Mitte 3. Jh. n.d.Z. angebrachten Inschrift sind in der sowohl aramäisch als auch griechisch abgefaßten Bauinschrift die für den Bau und damit auch die Ausmalung der Synagoge verantwortlichen Gemeindeglieder namentlich genannt, an ihrer Spitze der ‚Archon‘ bzw. ‚Presbyter der Juden‘, ‚der Priester Samuel, Sohn des Idaeus‘. Vgl. GH. Kraeling, The Synagogue, New Haven 1956, 263-277. Offensichtlich legten die Honoratioren der Gemeinde auf Anbringung ihres Namens an diesem bevorzugten Platz Wert.

5 Auf eine - allerdings nur in der ersten Schicht der Malereien über der Toraschreinnische in der Synagoge von Dura Europos (Kraeling, a.a.O. 40. 61 f.) belegte - Berücksichtigung des Bilderverbotes wird weiter unten eingegangen werden, vgl. Anm. 13.

6 Z.B. die Bilderfolge von der Kindheit des Moses, Ex 1,18-2,9, oder die Wiederbelebung der Toten im Tal von Dura, Ez 37,1-10. Abbildung in: Ursula Schubert, Spätantikes Judentum und frühchristliche Kunst, Studia Judaica Austriaca II (1974) Abb. 1. 7. 8.; Judentum im Mittelalter, Katalog zur burgenländischen Landesausstellung im Schloß Halbturn, Eisenstadt 1978, Abb. 1. 2.

7 Otto Pächt, The Rise of Pictorial Narrative in 12th Century England, Oxford 1962, 4.

8 Z.B. Wiener Genesis, Wien, Österr. Nationalbibliothek Cod. theol. gr. 31, 6. Jh., herausgegeben zuletzt von Otto Mazal, Facsimile-Ausgabe des Codex theol. gr. 31 der Österr. Nationalbibliothek in Wien, Frankfurt/M. 1980. Bilderbibel aus Padua, Rovigo, Accademia dei Concordi, Ms 212 und London, British Library Add. 15277, hsgg. von G. Folena und GL. Meilini, Bibbia Istoriatà Padovana della Fine del Trecento, Venedig 1962.

9 Auf den Einfluß der rabbinischen Legendentradition auf die Wandmalereien in der Synagoge von Dura Europos wurde schon mehrfach hingewiesen. Die ältere Literatur verwendet bei Schubert (Anm. 6), 35-64; Joseph Gutmann, Programmatic Painting in the Dura Synagogue, in: Joseph Gutmann (Hsgbr.), The Dura Synagogue - A Re-Evaluation (1932-1972), Missoula 1973, 137-154; Kurt Schubert, Die Bedeutung des Bildes für die Ausstattung spätantiker Synagogen - dargestellt am Beispiel der Toraschreinnische der Synagoge von Dura Europos, Kairos 17 (1975), 11-23.

10 Ein Beispiel dafür ist das messianische Gastmahl der Gerechten in einer aus Süddeutschland stammenden illustrierten Riesenbibel aus dem 13. Jh., die sich heute in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand befindet (B 32 inf., 136r). Unter den drei eschatologischen Tieren Livjatan, Behemot und Ziz sitzen mit Tierköpfen die Gerechten vor einem prächtig gedeckten Tisch, während ihnen Musikanten zum Mahle aufspielen. Die rabbinische Quelle dafür ist u.a. das ‚Alphabeth des Rabbi Aki-ba‘ (Adolf Jellinek, Bet ha-Midrash, Jerusalem 1967, 12-64, bes. 34). Das Bild wurde schon mehrfach veröffentlicht, z.B. Bezalel Narkiss, Hebrew Illuminated Manuscripts, Jerusalem 1969, 90, Plate 25; Judentum im Mittelalter, (Anm. 6), Abb. 9; Die Zeit der Staufer, Katalog zur Ausstellung aus Anlaß des 25-jährigen Bestehens des Landes Baden-Württemberg, Stuttgart 1977, Bd. II, Abb. 194; Kurt Schubert, Die Kultur der Juden, Teil II, Judentum im Mittelalter, Wiesbaden 1979, Farbtafel II (nach S. 92); Ursula und Kurt Schubert, Jüdische Buchkunst, Bd. I, Graz 1983, Abb. 2.

11 Vgl. u.a. Joseph Gutmann (Hsgbr.), No Graven Images, New York 1971; O. Mazal (Anm. 8), 183-186; Kurt Schubert, Die Miniaturen des Ashburnham Pentateuch im Lichte der rabbinischen Tradition, Kairos 18 (1976), 191-212; ders., Die Illustrationen in der Wiener Genesis im Lichte der rabbinischen

Tradition, Kairos 25 (1983), 1-17.

12 Bezalel Narkiss, On the Zoocephalic Phenomenon in Mediaeval Ashkenasi Manuscripts, in: Norms and Variations in Art, Essays in Honor of Moshe Barasch, Jerusalem 1983, 49-62. Um die Mitte des 13. Jh's formulierte der jüdische Apologet Joseph Hammeqanne, daß sich das biblische Bilderverbot nur auf die Darstellung des „ganzen Menschen, an dem sich alle Körperteile befinden“, bezieht (Judah Rosenthal, Sepher Joseph Hammeqanne, Jerusalem 1970, 48, Nr. 29a). Zur innerjüdischen Diskussion im Mittelalter vgl. U. u. K. Schubert (Anm. 10), 70-73.

13 Erstmals bei der Darstellung des Abrahamsopfers über der Toraschreinnische der Synagoge von Dura Europos (diese Darstellung gehört als einzige figürliche Szene zur ersten Schicht über der Toraschreinnische, vgl. Anm. 5). K. Schubert (Anm. 9), Abb. 13. Die früheste Darstellung des Abrahamsopfers im Mittelalter (1236/38) im 1. Bd. der Ambrosianischen Riesenbibel in Mailand, Abbildungen in: Judentum im Mittelalter (Anm. 6), Abb. 8. In derselben Bibel sind auch Adam und Eva zwar frontal, aber mit von Haaren verhängten Gesichtern, dargestellt. Abgebildet in: U. u. K. Schubert, (Anm. 10), Abb. 1.

14 Leila Avrin, in: C. Sirat, La lettre hebraique et sa signification - L. Avrin, Micrography as Art Jerusalem 1981, bes. 54.

15 Kurt Schubert, Sacra Sinagoga - Zur Heiligkeit der Synagoge in der Spätantike, BiLi 54 (1982), 27-34 (dasselbst die ältere Literatur verwendet).

16 U. Schubert (Anm. 6), 55-58; Kurt Schubert (Anm. 9), 18-20.

17 G. Kretschmar, Ein Beitrag zur Frage nach dem Verhältnis zwischen jüdischer und christlicher Kunst in der Antike, in: J. Gutmann (Anm. 11), 156-184.

18 K. Schubert (Anm. 9), 12-15.

19 Eliezer L. Sukenik, The Ancient Synagogue at Beth-Alpha, Jerusalem 1932.

20 U. Schubert (Anm. 6), 65.

21 Günter Stemmerger, Die Bedeutung des Tierkreises auf Mosaikböden spätantiker Synagogen, Kairos 17 (1975), 23-56; Kachel Hachlili, The Zodiac in Ancient Jewish Art: Representation and Significance, BASOR 228 (1977), 61-77.

22 Nach Meyer Schapiro, Vorwort S. 10, zu: Israel, Frühe Mosaiken, Einleitung von Michael Aviyonah, Unesco-Band, München 1961, „kündigt dieser Fußboden die Kunst des christlichen Mittelalters mit ihren systematischen Programmen einer monumentalen Theologie an“.

23 The Golden Haggadah, A Fourteenth Century Illuminated Hebrew Manuscript in the British Museum, Einleitung von Bezalel Narkiss, London 1970, 62.

24 Z.B. das Motiv des Backofens, in den ein Mann Brot hineinschiebt oder das Motiv der um einen gedeckten Tisch sitzenden Tischgesellschaft als Randillustration in christlichen Psalterhandschriften, Stundenbüchern und Brevieren des späten 13. und 14. Jh's. Vgl. Lilian M.C. Randall, Images in the Margins of Gothic Manuscripts, Berkeley 1966, z.B. Abb. 67 und 74.

25 Z.B. das Suchen und Entfernen des Gesäuerten in der Früh des 14. Nisan. U.a. in First Cincinatti Haggadah, 4r: Abbildung in: B. Narkiss (Anm. 10), 130, Plate 45; Jacob Allerhand, in: Judentum im Mittelalter (Anm. 6), 232.

26 Z.B. die Schüler, die die fünf die Nacht über diskutierenden Weisen von Bne Braq aufmerksam machen, daß schon die Zeit für das Morgengebet gekommen sei, z.B. Darmstadt, Hessische Landes- und Hochschulbibliothek, Cod Or 28, 3v. Felicitas Heilmann, Die Illustrationen in der 2. Darmstädter Pesach Haggada, Kairos 25 (1983), 18-35, bes. 24 (und Abb. im Abbildungsteil).

27 Ein häufig dargestelltes Motiv ist das Öffnen der Haustür für den Propheten Elias während des Seder-Rituals, z.B. Washington Haggadah, 19v. Abbildung in: B. Narkiss (Anm. 10), 140, Plate 50.

28 Z.B. in der Vogelkopfhaggada, Jerusalem, Israel Museum 180/57, 47r befindet sich als letztes Bild eine Darstellung des Stadtores des endzeitlichen Jerusalem, in dem ein Mann mit Judenhut steht und auf vier Männer hinunterdeutet, die von unten mit erhobenem Arm hinaufweisen: Mosch Spitzer (Hsgbr.), The Bird's Head Haggada of the Bezalel National Art Muse-

das Tempelbild an endzeitliche Dimensionen rührte, mag schon im Programmwurf der Synagoge von Dura Europos mitbedacht worden sein. Als aber dieselbe Symbolik in derselben Bildersprache am Anfang des 6. Jahrhunderts auf dem Mosaikfußboden der Synagoge von Bet Alpha¹⁹ zur Darstellung kam, war das Bild der Tempelfassade, bzw. der Toraschrein-Nische, als Veranschaulichungsmöglichkeit für den Thron Gottes schon ein gängiges Motiv der Synagogenausstattung geworden.²⁰ In Bet Alpha setzte man allerdings das Symbol für den Berg Moria und dasjenige für den Tempelberg nicht einfach nebeneinander, sondern man deutete dadurch, daß man die einzelnen Elemente der Gesamtkomposition des Mosaikfußbodens in drei Feldern übereinander anordnete, den Aufstieg des Beters von der irdischen in die himmlische Sphäre an. Es war somit ein Aufstieg vom Berg Moria bzw. Tempelberg durch die himmlischen Sphären, symbolisiert durch den Sonnenwagen inmitten der zwölf Tierkreiszeichen²¹, bis hin zu Gottes Thron, welcher unter dem Bild des Toraschreins mit den Cheruben und neben den beiden brennenden Menorot in diesem Sinn zu verstehen war. Dieses Bild des Thrones Gottes vor der Toraschrein-Nische der Synagoge von Bet Alpha veranschaulichte somit das Ziel der Reise, die auf dem Berg Moria beim Eingang der Synagoge begonnen hatte; es war fürwahr ein Bildprogramm, das der Bedeutung eines „heiligen Ortes“ angemessen war²². Somit können die beiden Darstellungen des Isaak-Opfers aus dem 3. und aus dem 6. Jahrhundert als Belege für die Existenz einer eigenständigen jüdischen Kunst in Anspruch genommen werden, auch wenn die Art der Darstellung deutlich vom jeweiligen Lokalstil geprägt ist.

Am Übergang von der Spätantike zum Mittelalter scheint die Vorstellung von der Synagoge als heiliger Ort aufgegeben worden zu sein, da keine entsprechende inschriftliche Erwähnung mehr bekannt ist. Wenn man daher die Bildkunst im jüdischen Kult des Mittelalters aufspüren will, empfiehlt sich das Studium von jüdischen Gebetbüchern, einerseits solcher für den synagogalen Gottesdienst, andererseits vor allem derjenigen für die Feier des Sederabends im Kreis der Familie.

Das Gebetbuch für die häusliche Feier des Sederabends, die Pesach-Haggada, wurde im späten Mittelalter als eigenes Buch zum Nutzen und zur Freude der Frauen und Kinder mit zahlreichen Bildern ausgestattet. Diese Bilder befinden sich entsprechend dem Gebrauch des Herstellungslandes der Pesach-Haggada entweder als Randillustrationen neben dem Text oder als ganzseitige Bilderfolgen dem Text der Pesach-Haggada voran- oder nachgestellt. Aufgrund der Tatsache, daß der Text der Pesach-Haggada vier verschiedenen Themenkreisen gewidmet ist, kamen auch vier verschiedene Gruppen von Bildthemen zur Darstellung²³. Da die Erinnerung der Israeliten an den Auszug aus Ägypten unter Führung des Moses Bedeutung und Sinn des Pesach-Festes ausmachen, widmete man in der Regel die größte und umfangreichste Gruppe von Bildern dieser

Thematik; bisweilen wurde sie aufgrund eines nur vagen Textbezuges durch Szenen aus dem Buch Genesis ergänzt. Die Darstellungsweise entspricht der schon oben vorgestellten narrativen Methode der Bibelillustration, ist häufig mit Midrasch-Motiven bereichert und im deutschsprachigen Raum anfänglich von den oben dargelegten Ausweichmöglichkeiten gegenüber dem Bilderverbot geprägt.

Die übrigen drei Themengruppen sind ebenfalls vom Text der Pesach-Haggada bestimmt, der erstens die Anweisungen für die rituellen Vorbereitungen zum Fest, zweitens den Text für den Ritus des Seder-Abends und schließlich Angaben über die endzeitlichen Hoffnungen des Judentums für diesen Abend enthält. Zu den rituellen Vorbereitungen gehörte vor allem das Schlachten und Braten des Pesach-Lammes und das Backen der ungesäuerten Brote. Während es aber in der Spätantike in der Regel jüdische Bildformulierungen oder jüdische Motive gewesen waren, die dann von christlichen Werkstätten übernommen wurden, sind es jetzt verschiedene, in christlichen Handschriften vorgegebene Themen und Bildtypen, die von den jüdischen Illustratoren aufgegriffen wurden.²⁴ Anders verhält es sich mit den Illustrationen zu den rituellen Texten, da hier keine direkten Entlehnungen aus christlichen Handschriften möglich waren. Im Falle der Übernahme einer Vorlage war man gezwungen, diese den Voraussetzungen des Textes²⁵ anzupassen; anderenfalls war man auf eigenständige Erfindungen angewiesen, die dann wegen ihrer speziellen Aussage²⁶ auf die jüdischen Werkstätten beschränkt blieben. Ebenso fanden sich auch für eschatologische Szenen wie beispielsweise das Öffnen der Haustüre für den Propheten Elias²⁷ keine entsprechenden Vorlagen in christlichen Handschriften, da solche Vorstellungen ebenfalls auf die jüdische Tradition und das jüdische Brauchtum beschränkt sind²⁸.

Eine eigene Gruppe bilden jene - nicht im Text der Pesach-Haggada verankerten - Darstellungen, die die versteckte Polemik der jüdischen Maler oder Auftraggeber gegenüber ihren christlichen Verfolgern zum Thema haben. Neben der häufig wiederkehrenden Darstellung vom Bad des Pharao im Blut von 150 jüdischen Knaben²⁹ oder des von Jäger und Hunden gehetzten Häschens bzw. der Hirschkuh³⁰ gibt es Illustrationen, in denen mit dieser versteckten Sprache auch die eschatologischen Hoffnungen des Judentums ausgedrückt wurden. So setzte man beispielsweise über die Darstellung von der Fronarbeit der Israeliten in Ägypten und ihrer Bedrängung durch den ägyptischen Fronvogt als bescheidene Randszene das Bild eines Häschens auf einem goldenen Thron, dem ein ehrfürchtig heranschreitender Hund seinen Tribut — zwei goldene Kelche - überreicht³¹. Wenn derartige feinpointierte Angriffe auch in ungefähr zeitgleichen christlichen Handschriften eine geistesgeschichtliche Parallele³² haben, so bleiben Thematik und Motiv der Darstellungen doch auf den jüdischen Bereich beschränkt.

Was die mit figürlichen Szenen ausgestatteten großformatigen mittelalterlichen Machzorim³³ betrifft, so

Was ist jüdisch an der jüdischen Bildkunst?



Ursula SCHUBERT s.A.

Immer wieder wird in Diskussionen und wissenschaftlichen Abhandlungen die Frage aufgeworfen, ob man im strengen Sinn des Wortes von einer jüdischen Bildkunst sprechen könne, oder ob diese nicht richtigerweise der jeweiligen nationalen Kunst ihres Entstehungslandes zuzurechnen sei. Auf den ersten Blick scheint die Frage bestechend zu sein, denn die Kunstwerke der verschiedenen Völker unterscheiden sich voneinander vor allem durch den ihnen eigentümlichen Stil und dieser findet sich in der selben Weise bei jüdischen wie nicht-jüdischen Denkmälern derselben Zeit in derselben Kunstlandschaft. Somit kann das Kriterium für eine Unterscheidung nicht im Stil gefunden werden, sondern muß in etwas begründet sein, das den unter den anderen Völkern lebenden Juden, soweit sie ihre Eigenständigkeit als Volk bewahrten, allein zugehört. Um diesen, die jüdische Bildkunst konstituierenden Elementen auf die Spur zu kommen, empfiehlt es sich, von der jüdischen Religion auszugehen, die das jüdische Volk in die Zerstreuung unter die Weltvölker begleitete und es vor dem Untergang bewahrte. Die jüdische Religion aber beruht auf der Bibel, die von den rabbinischen Gelehrten im Laufe der Jahrhunderte in zahllosen Kommentarwerken ausgedeutet und durch weitere erzählerische Motive ergänzt wurde. Bei der Bibel mußte daher auch die früheste jüdische Kunst¹ ihren Ausgang nehmen.

Nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem 70 n.d.Z. hatte das jüdische Bilderverbot (Ex 20, 4—5) seine politische Aktualität verloren² und die jüdischen Gelehrten kämpften vergeblich gegen den Einfluß der heidnischen Umwelt, die in Bildern dachte und ihre Tempel mit Bildern schmückte. Nach einem über hundert Jahre währenden Kampf, dessen Spuren sich im zeitgenössischen jüdischen Schrifttum nachweisen lassen³, unterlagen die Gelehrten gegenüber den bilderfreundlichen Synagogenvorstehern⁴, die die ihnen unterstellten jüdischen Kulträume mit Malereien und zwar mit Darstellungen aus der Bibel⁵ auszuschnücken bestrebt waren. Die Bibel war somit der Ansatzpunkt jeglicher Kunstentfaltung im Judentum. Da die Bibel die Geschichte der Menschheit und des jüdischen Volkes vom Anfang der Welt an in erzählendem Ton wiedergibt, bestimmte diese Erzählfreudigkeit auch die Umsetzung der Bibel in Bilder. Wenn auch an illustrierten Handschriften biblischer Stoffe wie beispielsweise paraphrasierter Bibelübersetzungen nichts erhalten ist, so läßt sich deren einstiges Vorhandensein aus den Wandmalereien der einzigen erhaltenen ausgemalten Syn-

agoge der Spätantike erschließen. Es ist dies die Synagoge von Dura Europos am mittleren Euphrat aus der Mitte des 3. Jahrhunderts n.d.Z., deren vier Wände in drei Registerbändern übereinander mit bildartig gerahmten alttestamentlichen Darstellungen geschmückt sind. Die biblischen Ereignisse sind oft in großer Dichte gleichsam Bibelvers für Bibelvers wiedergegeben.⁶ Gerade diese Tatsache war es, die zu der Annahme von illustrierten Handschriften biblischer Stoffe als Vorlage für die Wandmalereien dieser Synagoge geführt hat. Eine solche erzählfreudige Darstellungsweise scheint den Schluß zu erlauben, daß das in der Bibel belegte, sehr charakteristische Verhältnis des jüdischen Volkes zu seiner eigenen Geschichte auch in seiner referierenden Kunst einen Niederschlag fand. Wenn somit O. Pächt⁷ den Ausgangspunkt der einfachen, fast naiven und mit „apokryphen jüdischen Legendenmotiven“ versehenen Darstellungsweise der alttestamentlichen Bilderzyklen der frühchristlichen Kunst in den judenchristlichen oder vielleicht „nicht einmal wirklich christlichen“ Gemeinden des Orients annahm, so scheint er in Wirklichkeit auf eine Eigentümlichkeit der jüdischen Bibelillustration der Spätantike gestoßen zu sein; sie wurde in der Folge auch von den christlichen Werkstätten übernommen und bestimmte den narrativen Charakter der christlichen Bibelillustration in Spätantike und Mittelalter⁸.

Auch die von O. Pächt erwähnten „apokryphen jüdischen Legendenmotive“, die auf der Kommentarliteratur der jüdischen Gelehrten zur Bibel fußen, stellen ein Merkmal der jüdischen Kunst dar. Schon in einzelnen Bilderzyklen der Synagoge von Dura Europos wurden Ereignisse dargestellt, die zum Teil weit über den kanonischen Bibeltext hinausgehen⁹. In den späteren Jahrhunderten fanden — in Übereinstimmung mit der ständig ergänzten und bereicherten schriftlichen Tradition — neue Stoffe auch in den Bilderkanon der jüdischen Kunst Eingang und bestimmten die mittelalterliche jüdische Bibelillustration.¹⁰ Auf welchen Wegen jüdisches Legenden- und auch christliche mittelalterliche Malwerkstätten erreichte¹¹, kann heute nicht mehr — oder vielleicht auch noch nicht — angegeben werden. Jedenfalls ist das Vorhandensein verschiedener Elemente der jüdischen Bildkunst auch in einer Reihe von christlichen Handschriften festzustellen.

In der Auseinandersetzung mit dem jüdischen Bilderverbot (Ex 20, 4-5), das man vor allem auf eine Wiedergabe des Menschen bezog, wurden mehrere Wege zur Umgehung des Gebotes gefunden. Der

Synagoge in Baden bei Wien



Außenansicht der neu gestalteten Synagoge in Baden/Wien



Parochet



Innenansicht



Die Fotos wurden dankenswerterweise von Herrn Ing. Robert Zöchling bereitgestellt, Büro Architekt Dipl.Ing. Ivan D. Weinmann, Wien.

Zum Titelbild:

Das im Jahre 1872/73 vom Badener Stadtbaumeister Franz Breyer errichtete Gebäude war bis 1938 Zentrum der drittgrößten jüdischen Gemeinde in Österreich.

Nach dem „Anschluss“ wurde die Inneneinrichtung vollkommen zerstört und in weiterer Folge diente das Gebäude der „nationalen Volkswohlfahrt“. 1945–1955 wurde es als Mannschaftsküche für sowjetische Soldaten genutzt, anschließend stand die Synagoge viele Jahre leer. Erst 2004 wurde mit Arbeiten zur Wiederinstandsetzung begonnen und das Gebäude nach

Entwürfen des Architekten Ivan Weinmann neu

gestaltet (siehe auch Beitrag der „GEMEINDE“ vom November 2005).

Das vorliegende Bild dürfte um die Jahrhundertwende angefertigt worden sein und wurde uns